Expedition in Amerika: B. HERDER, 19, South fifth Street, St. Louis, Mo.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 4. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. April 1876.

Die Benedictiner-Abtei St. Vincenz in Pennsylvanien.

(Schluß.)

Die Benedictiner hatten sich hauptsächlich in der Absicht in den Ver. Staaten niedergelassen, um dem drückenden Priestermangel abzuhelfen. Wie sie es daher als ihre erste und höchste Aufgabe betrachteten, durch eine gediegene ascetische und wissenschaftliche Ausbildung ihrer eigenen Ordensglieder der amerikanischen Kirche tüchtige Hilfsarbeiter zu geben, so suchten sie nicht weniger durch Errichtung einer Studienanstalt und eines Seminars zur Heranbildung amerikanischer Jünglinge für den Weltpriesterstand dem Zwecke ihrer Niederlassung zu genügen.

Vom Tage seiner Gründung an war St. Vincenz nie ohne Aspiranten und Novizen; ein großer Theil derselben kam aus Deutschland. Im Jahre 1847 hatte P. Petrus Lechner 20 Ordenscandidaten mitgebracht; als im Jahre 1851 P. Bonifaz selbst einen kurzen Besuch in seinem Vaterland machte, schlossen sich ihm wieder 21 an und außerdem sah jedes Jahr einzelne aus Deutschland ankommen. Allerdings hielten nicht alle Stand; denn darum gehen ja den Ordensgelübden Probejahre voran, damit jeder sich selbst prüfen und von seinen Obern geprüft werden kann, ob er den Beruf zum Ordensstand habe; allein dennoch wuchs die Zahl der Ordensleute ganz bedeutend.

Nicht wenig trug dazu das Institut des Scholastikates bei, welches neben dem Noviziat errichtet wurde. Schon der hl. Benedict hatte zwei Knaben, Maurus und Placidus, in sein Kloster aufgenommen, wo sie unter der Leitung eines älteren Ordensmannes für den Eintritt in den Orden vorgebildet wurden; auch später fand sich in den großen Abteien eine Anzahl von Knaben und Jünglingen, welche bereits das Ordensgewand trugen, aber weil sie entweder das vorgeschriebene Alter oder die nöthigen Kenntnisse nicht hatten, in den Orden noch nicht aufgenommen waren. Diese Einrichtung der alten Zeit führte nun P. Bonifaz in St. Vincenz wieder ein. Am 13. November 1851, dem Feste aller Heiligen des Benedictinerordens, wurde ein solches Scholastikat eröffnet. Die wenigen Knaben, mit denen die neue Anstalt eröffnet wurde, standen unter der Leitung eines Directors, der Priester war, und zweier Präfecten, welche Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten hatten. Die Scholastiker unterschieden sich in der Kleidung von den Mönchen nur durch das Fehlen der Kapuze am Scapulier; dem ganzen Chor wohnten sie nur an größeren Festen bei, an gewöhnlichen Tagen aber beteten sie bloß einzelne Theile des Officiums. Standen sie so einerseits den Ordensleuten nahe, so wurden sie doch andererseits noch als Studenten behandelt, wie sie denn auch mit den weltlichen Studenten die nämliche Schule besuchten. Im December 1854 befanden sich 13 Zöglinge im Scholastikat; im December 1860 war ihre Zahl bereits auf 37 und im December 1872 sogar auf 82 gestiegen.

Der Erziehung und geistigen Leitung der jungen Ordens-

glieder stand P. Petrus Lechner vor. Mit allem Eifer und Fleiße widmete dieser sich auch der wissenschaftlichen Ausbildung der Theologen; er hatte den Grundsatz, es sei besser, weniger, aber tüchtig gebildete Priester zu haben, und deßhalb schmerzte ihn jede Störung der Studien, weil er überzeugt war, daß solche Versäumnisse nur selten wieder gut gemacht werden können. Die nämliche Ansicht wurde auch vom Obern getheilt, aber es war natürlich, daß bei dem armen Anfang des Hauses dieser nicht immer konnte, wie er gern gewollt hätte. So mußten denn auch die Studierenden gar manchmal ihre geistigen Arbeiten unterbrechen, um den Laienbrüdern an die Hand zu gehen.

„Ich muß die Aufgabe erst lösen," schrieb P. Bonifazius darüber an einen Freund, „ich muß erst bewähren, daß ich so viele Leute unentgeltlich unterhalten kann. Auf unserm Gute hoffe ich es zu erreichen, wenn ich die erforderlichen Gebäude und den nöthigen Viehstand habe, woran wenig mehr fehlt. Dafür muß aber auch Alles im Hause arbeiten, auch die Studenten, wenn es Noth thut. P. Petrus hat mich deßhalb oft angefochten, aber ich kann nicht helfen. Ob ein Jahr früher oder später Priester, trägt nicht viel aus, aber ob etwas zu essen da ist oder nicht, darauf kömmt Alles an.... Auch arbeiten die Laienbrüder lieber und unverdrossener, wenn sie sehen, daß Alles zugreift, wo es Noth thut."

Wenn übrigens P. Bonifaz die Novizen und Kleriker an den Arbeiten in Feld und Wald theilnehmen ließ, so hatte er hierin auch die Regel und die Tradition seines Ordens auf seiner Seite. Der Müssiggang, sagt der hl. Benedict, ist ein Feind der Seele; darum müssen die Brüder sich zu bestimmten Stunden mit Handarbeit und zu andern mit geistlicher Lesung beschäftigen.... Dann sind sie wahre Mönche, wenn sie von der Arbeit ihrer Hände leben, wie auch unsere Väter und die Apostel. Demgemäß sehen wir denn auch, daß in den alten Benedictiner-Abteien nicht nur die Kleriker, sondern selbst die Priester sich an den Feldarbeiten betheiligten und der Abt selbst wohl mit gutem Beispiel voranging.

Neben der Erziehung der eigenen Ordensglieder trat als zweiter Zweck des Klosters die Heranbildung von Weltgeistlichen und überhaupt die Jugenderziehung in den Vordergrund. Haben ja auch gerade die alten Benedictiner-Abteien für Deutschland dadurch ihre civilisatorische Thätigkeit bewährt, daß sie als die ersten und Anfangs einzigen Stätten der Bildung die Jugend zu einem christlichen Leben erzogen und damit das Fundament zu dem herrlichen Bau legten, welchen das alte katholische Deutschland bildete. Kaum hatten sich die neuen Ankömmlinge ein wenig in St. Vincenz eingerichtet und die allernöthigsten Bauten für sich aufgeführt, als sie auch schon — im Jahre 1849 — eine Lateinschule eröffneten. Der Anfang war klein; mit dreizehn Schülern wurde begonnen; fünf Jahre später war die Zahl auf 90 gestiegen und Mangel an Raum verboten für damals die Aufnahme von weitern Zöglingen; doch finden wir noch fünf Jahre später ihrer 109, die außer dem theologischen Curs in sechs Klassen vertheilt waren. Erweiterungsbauten wurden nothwendig und kaum waren diese aufgeführt, so füllten sie sich auch schon. Der Jahresbericht für 1870/71 wies 19 Alumnen im theologischen und philosophischen, 116 im classischen, 60 im commerciellen und 27 im Vorbereitungs-Curs, also im Ganzen 227 Studierende auf; im folgenden Jahre hatte sich ihre Zahl wieder vermehrt; 186 Zöglinge waren im Collegium, 82 im Scholastikat, also 268 in der ganzen Anstalt. Die Zahl der Professoren überstieg zwanzig.

„Es erinnert gewiß," sagt der Bericht, dem wir folgen, „an die schönsten Zeiten des Benedictinerordens, wenn wir sehen, mit welcher Liebe und Sorgfalt, mit welcher Hingebung, mit welcher Hinopferung der geistlichen und leiblichen Kräfte die Söhne des hl. Benedict in St. Vincenz sich dem Werke der Jugenderziehung widmen, einem Werke, das die lohnendsten Früchte für Zeit und Ewigkeit bringen muß! Bereits im Jahre 1869 (also 20 Jahre nach der ersten Eröffnung der Studienanstalt) belief sich die Zahl der Welt- und Ordenspriester, welche in St. Vincenz ganz oder theilweise ihre Studien gemacht, auf mehr als hundert, ein Beweis, wie richtig der Plan des P. Bonifaz gewesen war und mit welcher Klugheit und Entschlossenheit derselbe durchgeführt wurde."

Den Mitgliedern des Klosters steht eine reichhaltige, gut geordnete Bibliothek zu Gebote. Auch besitzt St. Vincenz seit 1864 eine Buchdruckerei, aus der bereits manche von Mitgliedern der Abtei verfaßte Werke hervorgegangen sind; so unter Anderem ein Album Benedictinum, das den jetzigen Bestand des Benedictinerordens mit möglichster Vollständigkeit wiedergibt. Demgemäß gab es im Jahre 1869 88 Klöster, in denen unter 120 Äbten 2089 Mönche (ohne die Laienbrüder und die sogen. Scholastiker) lebten; 64 höhere Studienanstalten werden von Benedictinern geleitet, und 4293 Zöglinge genossen in denselben ihren Unterricht.

Die Thätigkeit der Benedictiner sollte aber nicht auf St. Vincenz beschränkt bleiben; der Segen Gottes ruhte sichtlich auf der Stiftung, und bei der stets wachsenden Zahl von Ordensgliedern durfte man, ohne der Studienanstalt im Geringsten zu schaden, auch der Seelsorge sich kräftig annehmen, und zwar nicht nur in der mit der Abtei verbundenen Pfarrei St. Vincenz, sondern auch in vielen andern Gemeinden, in denen Priorate gegründet wurden.

Die erste Benedictiner-Colonie, welche von St. Vincenz ausging, ließ sich in Carroltown nieder, also an jenem Orte, den man zuerst für die Gründung der Abtei in Aussicht genommen hatte. Eine Anzahl durch die Revolution aus Frankreich vertriebener Trappisten hatte hier schon im Beginne des Jahrhunderts eine Ansiedlung versucht, aber bald aufgegeben; durch die Bemühungen des edlen Fürsten von Gallitzin, der von 1795—1840 unermüdlich als Missionär in den Ver. Staaten wirkte, wurde dann 1830 hier eine Holzkirche erbaut, die seit 1835 unter der Leitung des schon genannten Herrn Lemcke stand. Dieser kaufte eine ziemlich bedeutende Strecke Waldland an, und da er neben seiner Thätigkeit als Seelsorger unmöglich dessen Anbau besorgen konnte, übergab er das Ganze den Mönchen von St. Vincenz. Am 6. December 1848 reiste P. Bonifaz mit 2 Priestern und 4 Brüdern dorthin, um die deutsche Gemeinde zu übernehmen und das Klösterchen zu gründen; Herr Lemcke trat selbst in den Orden ein. Unter der kräftigen Hand des Abtes von St. Vincenz stieg das neue Priorat bald zu großer Blüthe. In Carroltown selbst, wo die Gemeinde gegen 2000 Seelen zählt, wurde eine große aus Stein erbaute Pfarr- und Klosterkirche schon am Weihnachtsfest 1850 eingeweiht; drei andere Kirchen erhoben sich in der Umgegend, so daß im Priorat von Carroltown stets 4 Priester beschäftigt sind. Auch eine katholische Schule ist in neuester Zeit zu Stande gekommen; sie wird von Benedictinernonnen geleitet.

Das zweite Priorat der Benedictiner von St. Vincenz er-

stand um 1852 in St. Mary's, Elk County, Diözese Erie, ebenfalls im Staate Pennsylvanien. Im Anfange der vierziger Jahre hatte sich eine Anzahl deutscher Colonisten hier angesiedelt. Die Colonie hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber der unermüdliche Superior der Redemptoristen, P. Alexander Czwitskowitsch, welcher an ihrer Spitze stand, wußte die Ansiedler mit solcher Begeisterung zu erfüllen, daß sie ihre schwere Aufgabe in der Wildniß vollkommen erfüllten und eine wahrhaft katholische Gemeinde gründeten.

„Die Ansiedlung nimmt von Tag zu Tag zu," schrieb P. Alexander am 20. October 1844. „Es befinden sich jetzt schon 50 Familien, über 200 Seelen stark, hier. Alle sind vom besten Charakter, so daß keiner sich uns anzuschließen getraut, der nicht aus katholischen Grundsätzen das katholische Leben, die katholische Erziehung u. s. w. für sich und seine Nachkommen wählen will. . . Die Freude dieser Katholiken ist unbeschreiblich, weil sie nach so langer und mühevoller Reise zu Wasser und zu Lande, unter Heiden und ungläubigen Christen, endlich ein neues katholisches Deutschland gefunden haben."

Als die Redemptoristen, die Gründer dieser schönen Colonie, ohne Nachtheil für ihre andern Häuser nicht länger die Leitung von St. Mary's behalten konnten, boten sie ihren Besitz dem St. Vincenz-Kloster an, und im Jahre 1852 gingen zwei Patres und achtzehn Brüder zur Eröffnung des neuen Priorates ab. Ein Brand hatte im Jahre 1850 die alte Kirche eingeäschert; so wurde gleich der Bau einer Blockkirche begonnen, dieser aber schon im Jahre 1855 durch einen schönen Bau aus gehauenen Steinen ersetzt. Da auch die Schulschwestern zugleich mit den Redemptoristen fortgezogen waren, bemühte sich P. Bonifaz, aus Deutschland neue Ordensschwestern zu erhalten. Wirklich langten im Juli 1852 zwei Chor- und eine Laienschwester von St. Walburgis in Eichstätt an und legten den Grund zum Mutterkloster ihres Ordens in Amerika. Der König Ludwig I. unterstützte sie dabei mit einem Geschenk von 8000 Gulden. Vom Priorat St. Mary's werden mehrere Missionsstationen besorgt; Marienstadt selbst zählt 4000 Katholiken.

Im Jahre 1856 wurde ein drittes Priorat zu Newark im Staate New-Jersey gegründet. Ein Benedictiner von St. Peter in Salzburg, P. Nikolaus Balleis, war im Jahre 1836 nach den Ver. Staaten gekommen, um sich der deutschen Mission zu widmen; Anfangs in New-York angestellt, hielt er nur zeitweilig in Newark für die deutschen Katholiken Gottesdienst. Als aber deren Zahl wuchs, nahm er daselbst seinen bleibenden Wohnsitz, kaufte einen Bauplatz und errichtete eine Bretterkirche (1842). Schon im darauf folgenden Jahre begann eine katholische Schule. Mit der Zeit mehrte sich die katholische Gemeinde und er sah sich genöthigt, seine Kirche auf einen gelegeneren und besseren Platz zu versetzen. Das 20 Meter lange und 10 Meter breite Gebäude wurde also auf Rollen gehoben, um nach amerikanischer Manier an seinen neuen Bestimmungsort befördert zu werden. Allein es ergaben sich unerwartete Schwierigkeiten, so daß es volle drei Wochen dauerte, bevor die Kirche ihren neuen Platz erreichte. Doch hinderte dieß nicht, täglich regelmäßig dreimal den Angelus zu läuten und auch den gewöhnlichen Gottesdienst zu feiern. P. Balleis war bald in der Lage, einen Gehilfen zu gebrauchen, und wendete sich zu diesem Behufe an seine Ordensbrüder, welche unterdessen St. Vincenz gegründet hatten. Er sah seinen Wunsch erfüllt und im Jahre 1856 übernahm St. Vincenz die ganze Gemeinde. Sofort wurde der Bau einer großen Kirche und eines kleinen Klosters begonnen; bald nahm man die Errichtung eines großen und schönen Schulhauses in Angriff, und die Zahl der Schulkinder stieg rasch auf 500. Im Jahre 1867 wurde dann eine höhere Schule, St. Benedict's Colleg, eröffnet, welche in der mehr als 100,000 Einwohner zählenden Stadt dringend nothwendig war.

Im nämlichen Jahre, in welchem das Priorat zu Newark übernommen wurde, sandte der Abt von St. Vincenz einige Mönche nach Minnesota, um dort eine neue Niederlassung zu gründen (1856). Diese ließen sich im Norden des Staates, zu St. Cloud am Mississippi nieder. Auch hier war der Anfang schwer; der lange und strenge Winter 1856/57 legte den nur in einem Bretterhause wohnenden Mönchen harte Opfer auf; allein diese Opfer zogen den himmlischen Segen auf die Colonie herab. In zahlreichen Gemeinden rings umher wurden Kirchen erbaut und die Seelsorge übernommen; in der bischöflichen Residenz St. Paul übernahmen die Patres die deutsche Gemeinde. Weil St. Cloud als Centralpunkt weniger geeignet schien, wurde in einer Entfernung von 14 Meilen mitten im Wald an einem kleinen See das Fundament zu einem neuen Kloster, St. Ludwig am See, gelegt, und im Jahre 1865 erhob sich hier ein großer Bau. Im darauf folgenden Jahre hatte diese Colonie von St. Vincenz bereits eine solche Bedeutung erlangt, daß Pius IX. am 3. August 1866 das neue Kloster zur Abtei erhob. Zum ersten Abt wurde der bisherige Prior P. Rupert Seidenbusch, geb. in München 1830, erwählt. Als aber im vorigen Jahre der hl. Vater im Staat Minnesota neben dem bestehenden Bisthum St. Paul noch ein apostolisches Vikariat Nord-Minnesota gründete, erhielt der erste Abt von St. Ludwig am See die Ernennung zum Bischof und ersten apostolischen Vikar dieser Diözese.

Der Zeit zunächst fällt die Gründung des Priorates an der St. Josephskirche in Covington im Staate Kentucky (1858), von dem aus außer der deutschen Gemeinde von 2400 Seelen noch mehrere kleinere Stationen versehen werden. Im Jahre 1860 folgte das St. Josephs-Priorat von Chicago, welches eine Gemeinde von mehr als 4000 Seelen verwaltet. Indessen wurden diese beiden Ansiedlungen bedeutend an Wichtigkeit übertroffen von dem selbständigen Priorat Atchison im Staate Kansas. Die hier erbaute Kirche ist die größte Benedictinerkirche der Ver. Staaten, und das Priorat entwickelt bereits eine solche Thätigkeit und zählt schon so viele Mönche, daß seine Erhebung zur Abtei in nächster Zeit zu erwarten steht. Der erste Prior von Atchison, P. Ludwig Fink aus Regensburg, wurde am 1. März 1871 zum Bischof von Eucarpia i. p. i. und Coadjutor des hochwürdigsten Bischofs Johannes Miège, S. J., von Kansas ernannt. Die neueste von St. Vincenz ausgegangene Gründung ist ein Priorat an der St. Mariengemeinde in Alleghany-City, mit welchem eine höhere Schule verbunden werden soll.

Das Senfkörnlein, das P. Bonifaz im Jahre 1846 in den amerikanischen Boden legte, hat sich also in dreißig Jahren zu einem kräftigen Baume entwickelt. Zwei Abteien, St. Vincenz und St. Ludwig am See, ein selbständiges Priorat, Atchison in Kansas, und 6 andere Priorate sah P. Bonifaz unter seinen Augen entstehen, und zahlreiche Gemeinden mit vielen tausend Katholiken verdanken dem von ihm unternommenen Werke eine regelmäßige Seelsorge. Dazu kommt, daß sein Beispiel auch andere

Abteien bewog, in den Ver. Staaten Niederlassungen zu gründen; so die Benedictiner von Einsiedeln, Engelberg u. s. w. Überhaupt zählt der Benedictinerorden gegenwärtig in den Ver. Staaten schon fünf Abteien und zwei selbständige Priorate, mit 160 Priestern, 40 Klerikern, 25 Klerikernovizen, 82 Scholastikern und gegen 300 Laienbrüdern. Die Zahl der Gemeinden und Stationen, die von ihnen verwaltet werden, beträgt mehr als hundert.

Religiöse Sagen und Gebräuche auf den Tuamotu-(Paumotu-)Inseln.

Der opferwilligen Thätigkeit der Missionäre aus der Congregation der heiligen Herzen (Picpus-Congregation) ist es gelungen, die Paumotu- oder Tuamotu-Insulaner beinahe in ihrer Gesammtheit für die katholische Kirche zu gewinnen. Wir haben früher darüber berichtet (1874, S. 129 ff.) und können heute nur hinzufügen, daß auch in der letzten Zeit die Mission noch immer Fortschritte macht. Wir dürfen also hoffen, daß bald auch die letzten Heiden von diesem Archipel verschwunden sein werden. Es ist deßhalb an der Zeit, einen Blick zu werfen auf die unsinnigen Lehren und Gebräuche, an denen bisher diese armen Blinden hingen. P. Albert Montiton, der Apostel dieser Inseln, hat sich während seines mehrjährigen Aufenthaltes viele Mühe gegeben, die bisherige Religion seiner Neophyten kennen zu lernen. In unserer Darlegung folgen wir seinen Mittheilungen.

Beginnen wir mit dem Kapitel der Entstehung aller Dinge. In Bezug auf diesen Punkt waren die Tuamotu-Insulaner gerade so gescheidt wie manche unserer ungläubigen Philosophen; nach ihrer Lehre waren alle Stoffe eben immer vorhanden. Nur hielten sich Himmel und Erde im Anfang eng und fest umschlungen und bildeten einen dichten Knäuel. Doch befand sich in der Mitte desselben ein Volk von lauter Riesen. Wo Riesen sind, da kann es ohne Todtschlag nicht abgehen, und wenn es noch dazu polynesische Riesen sind, darf auch das Verzehren der Erschlagenen nicht fehlen. Beide Scenen spielten sich also auch unter jenem Volke der Urriesen ab; und als Antwort darauf folgten genau zwei gleiche Rachescenen wieder. Doch der junge Tane, der Sohn eines der Mörder, entrann, weil man vergessen hatte, das Sonnenloch zu bewachen, und verbarg sich oberhalb des Firmamentes. Daselbst wartete er geduldig die Zeit ab, bis er selbst in der Vollkraft seiner Jahre, sein Gegner aber an der Schwelle des Greisenalters stände. Dann faßte er den Entschluß, sich durch das Himmelsgewölbe hindurch freien Paß zu verschaffen und den Mörder seines Stammes zu bekämpfen. Zu diesem Behufe sammelte er seine Leute. Der eine davon, Tamaru, begann mit gewaltigen Steinschlägen das Himmelsgewölbe mürbe zu machen (vgl. die Abbildung 1); Tagaroa, ein anderer Held, zündete zu gleichem Zweck ein loderndes Feuer an (Abb. 2), Tane selbst klopfte mit ein paar Felsen auf das Himmelsgemäuer los und sieh da, bald war eine Bresche eröffnet. Mit der Schnelligkeit des zuckenden Blitzes und mit dem Gekrach eines erschütternden Donners stürzt sich Tane auf die Erde und sucht seinen Gegner zum Kampf. Damit hiefür auch Platz genug vorhanden sei, läßt er das Firmament bis zu einer gewissen Höhe über der Erde aufheben (Abb. 3). Umsonst flieht sein Gegner von einem Ende der Welt zum andern; er wird ergriffen und zur Strafe seines Frevels außerhalb des Himmels in ein Feuer geworfen. Durch diesen Sieg war Tane Herr des Himmels und der Erde. Die mächtigen Himmelsgeister, die Atiru, die sich während des Riesenkampfes zwischen Tane und seinem Gegner aus Furcht in alle Winkel verkrochen hatten, traten nach dem entscheidenden Siege wieder auf den Plan und huldigten dem Sieger. Dieser befahl ihnen das Firmament hoch in die Lüfte zu erheben (Abb. 4). Das war nun freilich kein leichtes Stück Arbeit. Allein die Atiru, die Himmelsgeister, gliederten sich in verschiedene Klassen mit verschiedenen Kräften und durch zweckmäßige Vereinigung und Anordnung der einzelnen Reihen ward die schwere Aufgabe gelöst. Brüderlich halfen sich gegenseitig die Kurzen und die Langen, die Kleinen und die Großen, die Schlanken und die Buckeligen u. s. f. — Das sind in getreuer Übersetzung die geheimnißvollen Namen und Symbole dieser Geister und ihrer Kräfte — sie hoben und drückten, stützten und stemmten, stiegen übereinander, und hielten sich gegenseitig und siehe da — das Himmelsgewölbe schwebte höher und höher, bis die dienstbaren Geister es an seinen heutigen Platz emporgebracht hatten (Abb. 5). Die weitere Ausstaffirung desselben ward nun ebenso rasch und glücklich in Angriff genommen. Die beiliegende Abbildung versinnbildet die betreffenden Vorgänge. Die Pigau hieben die Löcher (6), die Titi nagelten das Gewölbe fest (7), die Pepe hobelten es glatt (8), die Moho reinigten es mit Besen (9), ließen aber auf Tane's Befehl hier und da etwas Hobelspäne zurück, und die sehen wir heute noch in der Gestalt der Nebelstreifen und Wolken. So war nun Erde und Himmel getrennt. Erstere befand sich noch unter Wasser, und erhob sich nur langsam aus demselben und bedeckte sich nach und nach mit Pflanzen und Thieren.

Der erste Mensch, Tiki, entstand nach den Einen aus dem Sand des Meeres, nach den Andern aus einem Kieselstein. In der Erinnerung der Insulaner ist dieser erste Mensch die Ursache des Todes aller. Aus Ärger und Verdruß darüber, daß sein Weib ihn auf einer Schandthat ertappt habe, gab er sich selbst den Tod und wurde so die Ursache der Sterblichkeit aller. Auch bei der heidnischen Todtenfeier wird dieses Zusammenhanges stets gedacht. Angesichts der Leiche wendet sich der Oberpriester in feierlicher Rede an Tiki und klagt ihn als den Urheber des Todes an. Wer denkt da nicht an die Urüberlieferung? Vielleicht darf man in Folgendem dunkle Anklänge an die Sündfluth erkennen. Die Bewohner der Insel Taiero hatten einen Mord vollbracht. Der Geist des Erschlagenen, eines berühmten Helden, verbündet sich mit dem mächtigen Geiste seines Großvaters, der bisher sein Schutzgeist gewesen war, und erregt die heftigsten Stürme und Regengüsse. Sodann zertrümmerte er alle umliegenden Inseln und versenkte sie in's Meer, so daß nahezu alle Menschen in den Wellen umkamen. Dem Zornwüthen desselben Geistes schreibt man auch die über den Riffen der Inseln hervorragenden Felsstücke zu, er habe sie aus der Tiefe emporgeschleudert.

Unter den mächtigen Menschen der Urzeit verdient noch Mawi eine besondere Erwähnung, da er es ist, der mit sei-

nem Angelhaken die Insel Tahiti aus dem Meeresgrunde hervorhob (Abb. 10). Wie er so seine Macht in den Abgründen des Ocean bewährte, so machte er sich auch dadurch unsterblich berühmt, daß er die Sonne einfing. Seine, wie es scheint, vielbeschäftigte Mutter fand nämlich oft nicht Zeit genug, vor Sonnenuntergang die Speisen gehörig zu kochen; dem mußte natürlich abgeholfen werden. Was thut unser Held? Er versucht an der Öffnung des Loches, durch das die Sonne jeden Morgen hindurchgeht, diese mit einer Schlinge einzufangen; nach vielen vergeblichen Versuchen gelingt es ihm, der schlaue Mann bindet nun die Sonne an einen Faden fest und kann von jetzt an ihren Lauf beliebig verzögern (Abb. 11).



Ursprung der Welt nach den Sagen der Tuamotu-Insulaner.

Weniger glücklich war er bei einem andern Unternehmen. Eines Tages bemerkte er, daß seiner Mutter Haare anfingen, grau zu werden. Was soll das bedeuten? fragte er. Das sind, entgegnete diese, die Vorboten des Greisenalters und des bevorstehenden Todes. Davon wollte Mawi jedoch nichts wissen; er suchte Tiki im Meeresgrunde auf, um dessen unsterbliches Herz ihm zu entreißen und sich selbst einzufügen. Schon hatte er einen Faden um dasselbe geschlungen und strengte sich an, den Transport auszuführen, da riß leider der Faden und Mawi mußte unverrichteter Dinge aus den Tiefen des Oceans zur Erde und zum sterblichen Leben zurückkehren.

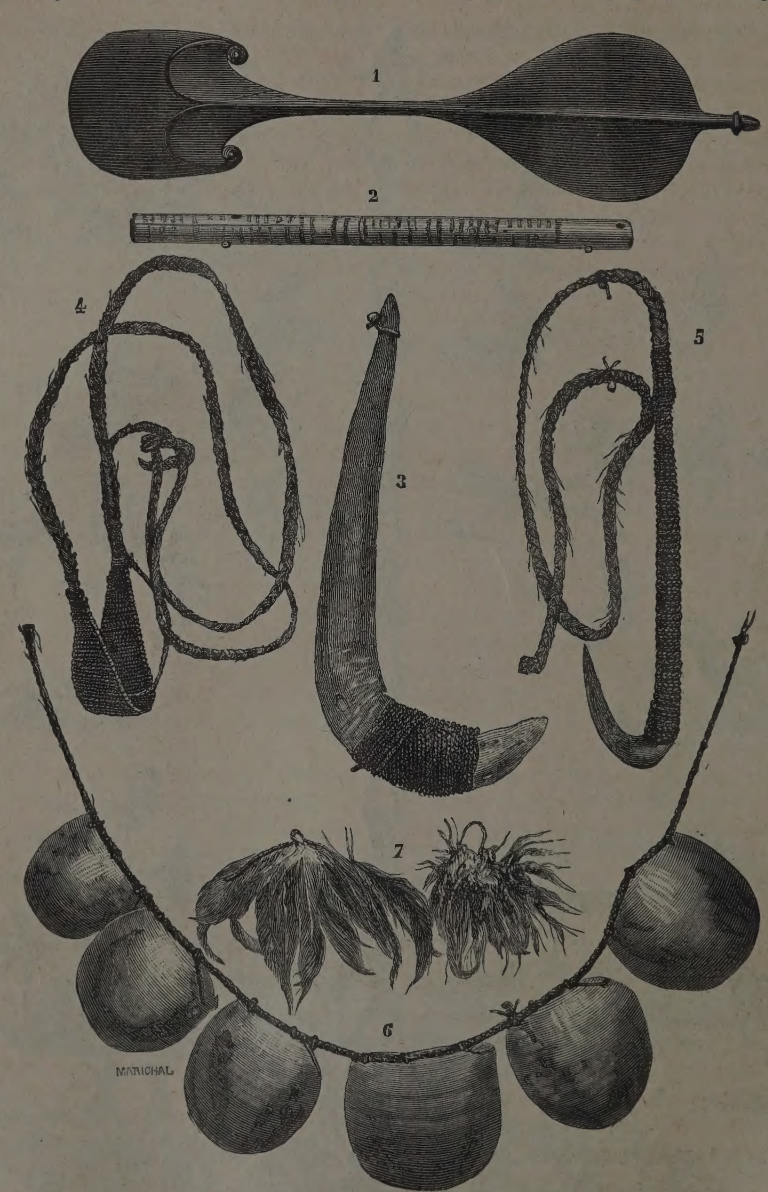
Neben dem obersten Gotte Tane verehrten die Insulaner

11

noch seinen Sohn Tama, der auch den Beinamen Retter führt, weil ihm besonders die Kraft zugeschrieben wird, seine Verehrer vor dem Sturz von den Kokosbäumen herab und vor den Bissen der Haifische zu bewahren. Derselbe Tama ist auch der Freund der Seelen bei ihrer Trennung vom Körper. Beim Eingangsthor in die jenseitige Welt finden sie Tama vor, der sie vor den bösen Geistern warnt, die ihnen auf ihrem Wege nachstellen. Besonders sollen sie nicht die vergiftete Frucht kosten, welche ihnen jene Geister mit Gewalt aufdrängen würden. Thäten sie es, so würden sie für immer in einen schrecklichen Sumpf geworfen.

Außer diesen beiden Hauptgöttern umfaßte das Paumotu-Heidenthum noch eine Anzahl niedriger Götter, deren Verehrung nur durch Furcht oder Hoffnung auf reichen Fischfang hervorgerufen wurde. Hiezu gesellte sich noch die Verehrung der Voreltern, deren Geister gleichfalls als mächtig gedacht wurden. Auch dieser Götzendienst war öffentlich und bestand wesentlich in Opfern, die nur im Beisein von Männern dargebracht werden durften. Die Opferstelle bildete ein langer, aber schmaler viereckiger Haufen aus Stücken von Sternkorallen, der 50 Centimeter hoch und von einer doppelten Reihe glatter Kieselsteine eingerahmt war; unter letzteren befanden sich an verschiedenen Stellen größere, roh behauene Steine, die in recht unbeholfener Weise Götterfiguren darstellten. Ein solcher Steinhaufen heißt Marae. Die Marae der Paumotu-Inseln können sich, was Umfang und Massenhaftigkeit betrifft, durchaus nicht mit den colossalen Steinbauten von Tahiti messen. Oft werden dabei auch Götterfiguren aus Holz angebracht; Bildhauer sind aber unsere Insulaner durchaus nicht, sie sorgen, daß der Holzklotz von ungefähr einem recht umfangreichen Bauch gleich sehe, setzen ihm statt des Kopfes einen Federbusch auf — und die Statue ist fertig. In der Mitte des Steinhaufens werden kleine Särge angebracht. Diese enthalten Büschel von dem Haupt- und Barthaare der Vorfahren, nebst Resten von deren Nägeln und Zähnen[2]. Jede Familie besaß einen solchen Schatz und verehrte ihn als das größte Heiligthum. Da Frauen und Kinder an den feierlichen Opfern des Marae nicht Theil nehmen dürfen, sie aber dennoch auch zur Verehrung der Vorfahren verpflichtet sind, so wurden für sie eigene Feste veranstaltet.

Man hielt eine große Versammlung ab, die kleinen Särge mit ihren Überresten spielten dabei die Hauptrolle. Feierlich wurden sie herumgezeigt und bei ihrem Anblicke löste sich Alles auf in Wehklagen und Seufzern; festliche Gesänge priesen sodann die ruhmvollen Thaten der Vorfahren; man küßte die Schreine und Särglein und brachte sie nach dem Marae zurück. Dann überließ sich die ganze Gesellschaft den Freuden des Mahles und fröhlichen Tänzen und Spielen.

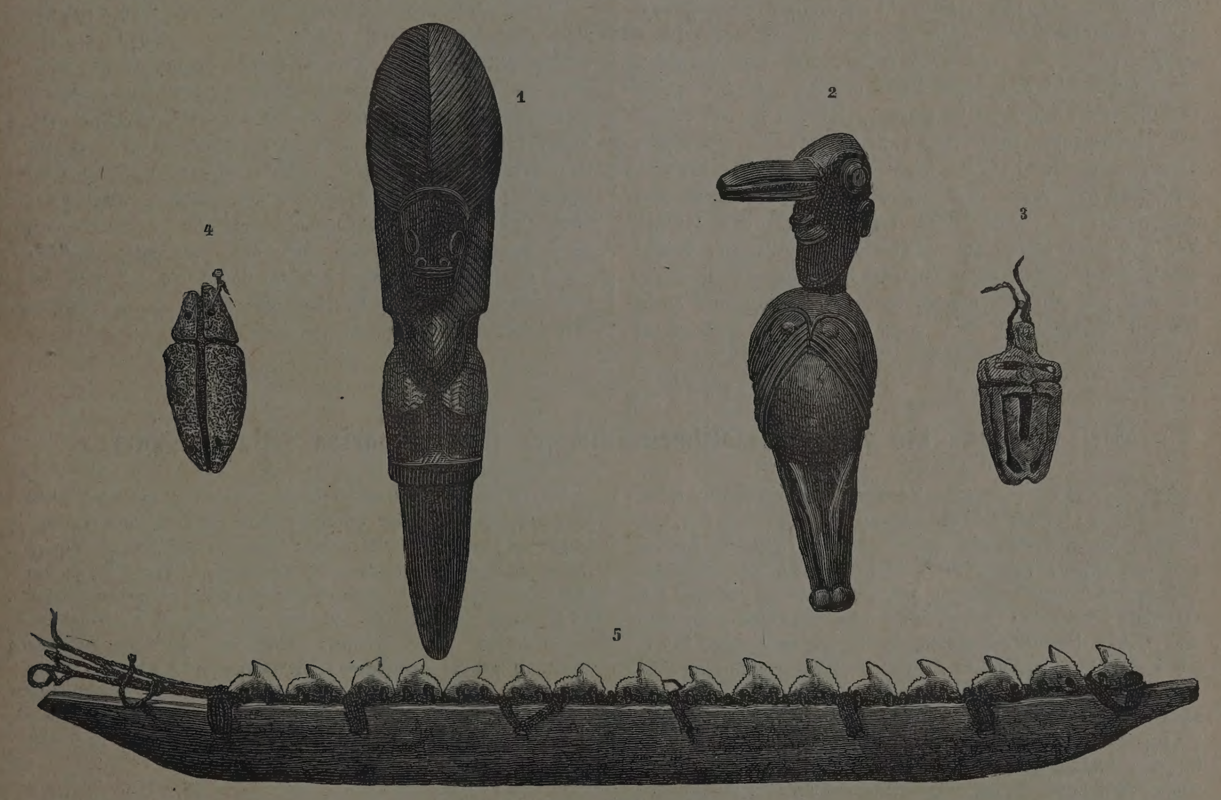


Waffen, Schmuck ꝛc. der Paumotu-Insulaner[1].

[1] 1. Taktstock, mit welchem bei den religiösen Tänzen und Gesängen der Vortänzer oder Vorsänger den Takt angibt; 2. Querpfeife, welche mit der Nase geblasen wird; 3. Keule, mit welcher am dritten Tage der Todtenfeste die Insulaner einander bekämpfen; 4. Schleuder; 5. Angel; 6. Halsband aus Muschelschalen, mit dem sich die Paumotu-Insulaner, sei es für den Krieg, sei es für religiöse Feierlichkeiten, schmückten; 7. Ohrgehänge aus Vogelfedern.

[2] Vgl. den entsprechenden Gebrauch auf Madagaskar 1875 S. 49 und Neucaledonien oben S. 5.

Bei dem Marae fanden nur die Männer als Familienhäupter nach ihrem Tode Verehrung. Doch sollten auch die verstorbenen Frauen nicht ganz leer ausgehen. Zum Andenken an sie wurden z. B. auf der Insel Takoto einige ihrer Haarbüschel an einem mit Federn gezierten Stocke aufbewahrt. Diese Stöcke brachte man an den Wegen zu den Wohnungen an, errichtete vor ihnen kleine Altäre und brachte daselbst Gebete und Opfer dar, besonders vor und nach dem Fange von Meeraalen. Nach dem Glauben der Insulaner hat jeder Mensch mehrere Seelen. Eine davon bleibt mit dem Körper im Grabe, und diese „Seelen der Gräber" bilden eine eigene unterirdische Gesellschaft, die die Nacht heißt und ihre eigenen Feste und Gebräuche und einen besondern Antheil an dem Ertrage der Fischerei hat. Damit sich die Seelen der Verstorbenen nicht etwa durch plötzlichen Wechsel der Nahrung unangenehm berührt fühlten, legte man ihnen die erste Zeit nach dem Tode die gewohnten Nahrungsmittel auf's Grab, und fuhr damit so lange fort, bis man voraussetzen konnte, sie hätten sich an die neue Lebensweise im Jenseits gewöhnt. Sie waren zugleich die gefürchtetsten Gespenster, und man hielt sie für sehr rachsüchtig. Oft kam es vor, daß ein Insulaner, der des Lebens überdrüssig sich den Tod wünschte, aber nicht den traurigen Muth hatte, sich selbst zu tödten, die Gräber entweihte, die Gebeine ausgrub und dergl., in der Hoffnung, die beleidigte Seele würde ihm zur Rache dafür den Hals umdrehen. Auch ein Riese der Urzeit erfuhr den Grimm dieser Gespenster. Kan, so hieß der Riese, war 8 Klafter groß und ein ebenso großer Verächter der frommen Sitte. Nach einem Opfer am



Götzen rc. der Südsee-Insulaner[1].

Marae kehrte er, als Alles sich heimbegeben hatte, zurück und verzehrte die für die Seelen zurückgelassenen Opferstöcke. Aber die Strafe blieb nicht aus. Beim nächsten Fischfange ward seine Barke von einem mächtigen Hai umgeworfen und er selbst vom Fische verschlungen. Doch war der Riese dießmal glücklicher, als das rächende Gespenst wohl gewünscht hatte. Er blieb im Bauche des Fisches am Leben. Als er nun an der tosenden Brandung die Nähe des Landes merkte, ergriff er einen spitzen Haizahn und zerriß damit die Eingeweide des Fisches. Dieser sprang wüthend vor Schmerz an's Land und jetzt bohrte sich unser Riese den Weg durch den Leib des Fisches an's Licht des Tages.

Von den religiösen Gebräuchen nur wenige Worte. Auch hier waren die drei Hauptereignisse, Geburt, Vermählung und Tod, mit besonderer Feierlichkeit geheiligt. Wurde einer Familie das erste Kind geboren, so mußte ein Tag und eine Nacht bei ihm im Beisein des Oberpriesters gebetet werden. Dann wurde das Kind in einiger Entfernung von der Hütte zu einem eigens errichteten und geweihten Steine getragen und dort dem Schutze Tane's empfohlen, des Königs des Himmels und Herrn des Lebens. Diese Feierlichkeit wiederholte sich noch

[1] 1. Götzenbild von den Markesas; 2., 3. und 4. Götzen auf Fangatau, einer der Paumotu-Inseln; 5. Säge aus Haifischzähnen, mit welcher auf Takoto die Kriegsgefangenen für die Opfermahlzeiten geschlachtet wurden.

zweimal, zuerst einige Tage später, wobei das Kind einen Namen bekam, und zum zweitenmale, wenn es so kräftig geworden war, daß es sich von selbst auf seiner Schlafmatte umdrehen konnte. Die Ehe, die bei den Insulanern „Vereinigung der Gesichter" hieß, wurde auf Fangatau gleichfalls vor dem Oberpriester geschlossen, der mit blauer Salbe die Wangen der Braut und die Stirne des Bräutigams bestrich und dabei Gebete an Tane sprach. Hierauf umarmten sich die Neuvermählten, man brachte ein Opfer dar und die Handlung schloß mit einem fröhlichen Mahle. Für die Todtenfeier miethete man eine Anzahl Männer, deren Aufgabe es war, die Todtenklagen anzustimmen. Diese nahmen von dem Verstorbenen Haar, Bart, Nägel und Zähne und hinterlegten alles in ein Kästchen; dann ward die Leiche in eine Matte eingehüllt und mit Kokosblättern zugedeckt und nun begann ein einförmiger Trauergesang, nur oft mit wildem Gejohle unterbrochen. Hierauf erschien der Oberpriester, der, wie schon gesagt, den ersten Menschen und Sünder Tiki auch dieses Todes anklagte. Nach dem Begräbnisse ward ein Festessen gegeben, bei dem sich die bestellten Trauermänner durch tolle Lustigkeit für die erzwungene Trauer entschädigten. Das Mahl und die Tänze dauerten wenigstens zwei Tage. Am dritten Tage änderte sich plötzlich noch einmal die Scene. Nach dem traurigen und lustigen Act folgte ein wilder und grausamer. Mit Lanzen, Sägen und Beilen bewaffnet stürzten sich die Leidtragenden auf einander und versetzten sich gegenseitig tüchtige Stiche und Hiebe auf den Rücken. Bei einer guten Anzahl der Neubekehrten kann man noch die breiten Narben der Wunden sehen, die sie bei dieser Gelegenheit davontrugen. Es ging stürmisch und grausam dabei zu, als gälte es eine Wette, wer die meisten Wunden bekommen oder am gräßlichsten mit Blut überronnen sein sollte. Diese Peinen wurden zur Sühnung des Todten, zur Stillung des Blutdurstes seiner Seele und auch zur Genugthuung für etwa ihm noch feindlich gesinnte Götter übernommen. Es war also ein Liebesdienst, den man einem verstorbenen Freunde nicht versagen durfte. Durch diesen Act wurde der Verstorbene zugleich in die Schaar der zu verehrenden Vorfahren eingereiht und von jetzt an stand das Kistchen mit seinen Haaren, Nägeln und Zähnen auch auf dem Marae als Gegenstand heiliger Scheu und als schützender Talisman für die Familie, welcher der Todte im Leben angehört hatte.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Die Geographen sind gar nicht abgeneigt, in dem Inselwelttheile der Südsee die zerstreuten Trümmer eines früheren großen Festlandes oder theilweise die noch hervorragenden Spitzen eines untergetauchten weitausgedehnten Welttheiles zu erblicken. Es interessirt vielleicht, daß diese Ansicht auch in den Erinnerungen der Insulaner wiederklingt. „Nach den Überlieferungen unserer Vorfahren," so erzählen die Bewohner von Taarava, „war unser Land einstens groß und hoch aus dem Meere hervorragend. Pere hat es fortgenommen und uns nur diese niedrige Insel gelassen." Pere aber galt bei ihnen als der Gott der Erderschütterungen und feuerspeienden Berge — der Vulkan oder Poseidon der Paumotu-Insulaner.

Der Empfang des ersten katholischen Bischofes in Tananariva (Madagaskar).

Zum ersten Male hat im Laufe des verflossenen Jahres ein katholischer Bischof die Hauptstadt des „großen Landes" (Tany Be), wie die Eingebornen Madagaskar nennen, betreten. Obgleich Tananariva zum weitaus größten Theile dem Protestantismus und sogar noch dem Heidenthume anhängt und die Katholiken nur eine verschwindende Minorität bilden, wurde der katholische Kirchenfürst dennoch mit einer so allgemeinen Begeisterung empfangen, daß es sich der Mühe lohnt, unsern Lesern eine kurze Schilderung dieses Empfanges mitzutheilen. In den Monaten August und September 1875 unternahm Msgr. Delannoy, Bischof von St. Denis (Bourbon), die erste bischöfliche Visitationsreise in der Mission von Madagaskar; in seiner Begleitung befand sich sein Generalvikar, Abbé Mouton, welcher ausführliche Berichte über die ganze Reise an die „Malle", ein in St. Denis erscheinendes Journal, schickte. Leider gestattet uns der Raum nicht, diese sehr ausführlichen Schilderungen vollständig mitzutheilen; den interessantesten Abschnitt des Berichtes bildet gerade die Aufnahme des Bischofes in der Hauptstadt Tananariva, und diesen Theil wollen wir denn auch ohne wesentliche Kürzungen übersetzen.

Am 12. August kam Msgr. Delannoy in Tamatave an; auf dem französischen Kriegsschiffe, das ihm die Regierung zur Verfügung gestellt, hatte er einen jungen Madegassen, einen Sohn des ersten Ministers von Madagaskar, getroffen, welcher nach mehrjährigem Aufenthalt in Frankreich als ein tüchtiger, überzeugungstreuer Katholik in seine Heimath zurückkehrte. Bereits in Tamatave wurde dem hochwürdigsten Herrn nicht nur von den Missionären und den Katholiken, sondern auch von den Regierungsbehörden ein höchst ehrenvoller Empfang zu Theil. Hatte der apostolische Präfect zwei Missionäre, die PP. de Lavaissière und Ailloud, geschickt, um den Prälaten am Gestade zu bewillkommen und ihm bis Tananariva das Ehrengeleite zu geben, so ließ es der Hovagouverneur nicht an jenen Ehrenbezeugungen fehlen, mit welchen die vornehmsten Gäste empfangen zu werden pflegen. Kanonendonner, Ehrenwachen, Musik 2c. mußten schon hier zeigen, daß die madegassische Regierung in dem katholischen Bischof mehr erblickte als in den verschiedenen protestantischen Missionsobern. Msgr. Delannoy reiste dann am 16. August von Tamatave nach Tananariva ab; wir übergehen diese Reise, da wir schon früher einmal ihre Schwierigkeiten geschildert haben; nach siebentägigen Strapazen kamen sie an der Grenze der Provinz Imerina an, und jetzt wollen wir dem Herrn Abbé Mouton das Wort geben. Er schreibt:

Am 23. August betraten wir die Provinz von Imerina, deren röthlicher Boden und vollständige nackte Hügel einen düsteren Eindruck machen. Am 24. kamen wir nach Mantasoa. Einst war dieser Ort eine gewerbreiche Stadt, gleichsam die Nationalwerkstätte von Madagaskar. Ein genialer Mann hatte hier die Erfindungen der Neuzeit eingeführt, sogar Glaswerke und Kanonengießereien. Aber aus Furcht vor allem Fremden erließ Ranavalona I. den vandalischen Zerstörungsbefehl und so liegt heute Alles in Ruinen. Nahe an diesem Orte kam uns der hochw. P. Finaz entgegen, um den Bischof im Namen des P. Cazet, apostolischen Präfecten und Superior der Mission von Madagaskar, zu begrüßen. Dieser Veteran mit seinen weißen Haaren, der zuerst und zu einer Zeit diese Grenze überschritt, wo noch die strengsten Strafen den katholischen Missionär erwarteten, der vor 20 Jahren hier seine erste Messe las und

Feierlicher Empfang der Königin auf dem Andohalo-Platz in Tananariva.

später das Amt eines apostolischen Präfecten verwaltete; — dieser ehrwürdige Greis war gut gewählt, um den ersten katholischen Bischof in diesen Provinzen zu empfangen. Als er den Bischof erblickte, sprang er von seiner Filandschana [1] herab und warf sich um den Segen bittend auf seine Kniee; Msgr. Delannoy beeilte sich, den ehrwürdigen Greis aufzuheben und zu umarmen. Auf Filandschanen wurden wir nun zum Landhause des französischen Consuls Laborde geleitet. Bald strömten in ihren weißen Festtüchern die Katholiken von Mantasoa und der Umgegend zusammen, ganz entzückt, uns begleiten zu dürfen. In der Kapelle des Landhauses, wo P. Finaz seine erste Messe gefeiert hatte, grüßte der Bischof seine Kinder. Dann genossen wir der Gastfreundschaft des französischen Consuls; feierten Tags darauf alle das heilige Meßopfer und begaben uns gegen 9 Uhr wieder auf den Weg.

Unsere Leute waren ob der reichen Bewirthung und weil unsere Reise zu Ende ging, fröhlich und guter Dinge. In der That zeigten sie uns schon von Ferne Tananariva, „die Große"; diese geheimnißvolle Stadt, die wie ein Adlerhorst hoch oben auf dem Berge thront, jenen düsteren und eifersüchtigen Städten des Orients gleich, deren Ruhm darin besteht, sich unsichtbar und dem Europäer unzugänglich zu machen. Amphitheatralisch ansteigend von den Palästen der Königin und ihres ersten Ministers überragt, bietet sie in einer Entfernung von drei bis vier Stunden einen imposanten Anblick. Der große Strom Ikupa, der, mit dem Betsibuka vereinigt, seine Wasser in den Kanal von Mozambique wälzt, zieht sein breites Band um ihren Fuß, und unabsehbare Reisfelder dehnen sich allerwärts aus. In fünf bis sechs Stunden trugen uns die Läufer im Schnellschritt unter einer glühenden Sonne über die letzte Hochebene, ohne auch nur einen Augenblick zu rasten. Als wir an ihrem Rande anlangten, wo sie in das Thal des Ikupa abfällt, erblickten wir plötzlich in der Ferne am Flußufer zahlreiche Schaaren in Festkleidern: es war P. Cazet, der mit den andern Patres an der Spitze der katholischen Jugend und einer bedeutenden Anzahl Christen dem Bischofe entgegenkam, um ihn so vorläufig zu empfangen; die eigentliche Feierlichkeit sollte erst des kommenden Tages stattfinden. Welche Freude, welche Jubelrufe! wie umdrängten uns diese guten Leute, um uns im Triumphe nach dem nahen Dorfe Ambohipu zu führen, wo wir in dem Exercitienhause der Patres die Nacht vor dem feierlichen Einzuge zubringen sollten!

Der schönste Morgen verklärte den Himmel und die Berge. Schon frühe waren die Patres von Tananariva und allen Missionsstellen der Provinz angekommen; auch der französische Consul in Gala und mehrere Europäer wollten den Festzug durch ihre Betheiligung verherrlichen. Nach Landessitte bestiegen wir alle, voraus P. Finaz, Sänften; die des hochwst. Herrn war mit Purpur ausgeschlagen und mit Gold verziert. In zwei unabsehbaren Reihen bewegte sich die Prozession — man schätzte die Theilnehmer auf 10—15,000 Katholiken — von den Patres geführt, der Stadt zu. Majestätisch, wie es der Volksgesang ist, ertönten die Gesänge und rauschende Musik erfüllte die Luft. So nahten wir Tananariva und von den Höhen ihrer Hügel herab konnte sie dieses friedliche Heer gegen sich heranziehen sehen. Als wir nahe genug waren, um den Palast der Königin, der die Stadt beherrscht, ganz deutlich zu sehen, hielt der Zug, und einem alten strengen madegassischen Gebrauche gemäß mußten wir die Filandschanen verlassen, während die Musik die Hymne der Königin spielte.

Zwei ungeheure Steine bezeichnen das Thor von Tananariva; als wir sie passirten und den ersten Wall überstiegen hatten, fanden wir die Straßen, die Mauern und Terrassen von einer unabsehbaren Menschenmenge bedeckt, welche erwartungsvoll unserem Einzuge entgegenblickte. Man sah dem Volke sein Erstaunen an; beim Anblicke des Bischofs, „des Mitsetra", erhob sich lautes Gemurmel, bei den Madegassen das Zeichen höchster Befriedigung. Das war kein gezwungener Pomp, wie der Einzug der Königin, wo dem Volke als Ehrentribut die „Hasina", eine Geldgabe, abgefordert wird; diese Tausende hatte nur Liebe und Ehrfurcht ihrem Oberhirten entgegengeführt — das fühlte die heidnische Bevölkerung. Nach dreistündiger Prozession erreichten wir das Haus des ältesten Sohnes des ersten Ministers, dessen Frau eine eifrige Christin ist. Hier vertauschte der Bischof seine gewöhnliche Kleidung mit Chormantel, mit Mitra und Hirtenstab. Die Gemächer des Hauses waren voll Offiziere und Würdenträger, madegassischen Prinzessinnen und Damen der ersten Kasten, die, obgleich vielfach dem Protestantismus angehörend, es sich nicht versagen konnten, einen katholischen Bischof in der Nähe zu sehen.

Von hier zogen wir zu Fuß, aber immer noch in Prozession, durch die Volksschaaren nach dem berühmten Andohalo-Platze. Auf diesem ungeheuren Platze steht der bekannte heilige Stein, wo die Königin gekrönt wird und wo sie von ihren Ausflügen heimkehrend und von ihrer Armee umgeben unter dem großen, rothen Sonnenschirm, dem Abzeichen königlicher Würde, das Volk anredet. Diesen Platz durchschritt der Bischof seiner ganzen Breite nach, und das Volk hörte nicht auf, den Glanz seiner heiligen Gewänder, der Mitra und des Stabes zu bewundern. An seinem Westende angekommen, wo über dem Consulate die französische Fahne wehte, bestieg der hochwürdigste Herr die äußere, ihm zu Ehren geschmückte Estrade und richtete, den Hirtenstab in seiner Hand und die Mitra auf seinem Haupte, durch den P. Caussèque, der ihm als Dolmetsch diente, Worte des Dankes und der Begrüßung an die unabsehbare Menge, und sagte, welch ein Trost es für sein bischöfliches Herz sei, hier in der Hauptstadt der großen afrikanischen Insel die glorreiche Fahne des Kreuzes entfaltet zu sehen. Dann ertheilte er den Volksschaaren seinen oberhirtlichen Segen. Es war 1 Uhr Nachmittag; der Einzug hatte vier Stunden gedauert. Die ganze Stadt, zum großen Theil heidnisch und protestantisch, war außer sich vor Staunen über diesen katholischen Bischof, der gefolgt von seinen Priestern und umringt von seinen Jubellieder singenden Kindern ihre Mauern betrat. Es war ein Triumph der katholischen Religion!

Und fehlte Niemand in dem festlichen Zuge? Wo weilten denn jene unerschrockenen Krieger Gottes, ein Jouen, ein Weber und so manche andere, die von Ferne her und um den Preis so vieler Opfer diesen glorreichen Tag vorbereitet haben? Sie waren nicht abwesend, sie schwebten unsichtbar über unseren Häuptern und schauten vom Himmel herab den herrlichen Triumph! Das waren unsere Gefühle, mit denen wir über den Andohalo-Platz zogen, zur nahe gelegenen Residenz der unbefleckten Empfängniß, wo uns der hochw. P. Cazet mit der herzlichsten Gastfreundschaft empfing.

[1] Über diese madegassische Sänfte vgl. diese Zeitschrift 1875 S. 12.

Alsbald kamen Besuche und Geschenke für den Bischof. Die Madegassen haben für Alles, was das Gepräge der Auctorität trägt, hohe Ehrfurcht. Deßhalb verehren sie so sehr die Königin, die Großen oder Lehibe's, die Eltern, die Ahnen und nach ihrer Anschauung gehört das Kind eigentlich viel mehr dem Ahnherrn als den Eltern. Nun zeigte sich ihnen der Bischof in dem doppelten Glanze eines Vaters für die Katholiken und eines Fürsten für alle anderen, die seinen Einzug gesehen hatten. Daher kamen von allen Seiten die glänzendsten Zeugnisse der Anerkennung.

Die Königin ging mit ihrem Beispiele voran; sie schickte an seine bischöflichen Gnaden sechs Ehrenbeamte, um ihm Glückwünsche und Willkomm zugleich mit dem landesüblichen Geschenke eines stattlichen Ochsen zu übermachen. Der erste Minister beeilte sich ebenfalls, durch seinen älteren Sohn und mehrere Adjutanten uns zu grüßen und auch er lieferte seinen wohlgemästeten Ochsen. Es folgten die Hauptwürdenträger und selbst Protestanten mit ihren Glückwünschen und Geschenken. Von den Katholiken, die schaarenweise mit ihren Gaben herbeieilten, rede ich gar nicht; kurz, so lange der Bischof in Tananariva verweilte, war nicht nur wie weiland bei den Hebräern in der Wüste ein beständiger Regen von Wachteln und Rebhühnern, sondern eine wahre Hochfluth von Ochsen, Hämmeln, Reis, Früchten und Geflügel aller Art.

Und was wollten wir mit all diesen guten Gaben thun? Du lieber Himmel! der Herr hat gesagt: „Arme werdet Ihr allezeit um Euch haben," und das ist auf Madagaskar, trotz seiner Fruchtbarkeit, gerade so wahr, wie anderswo, und wenn man das Herz und die Hand offen hat, wie Msgr. Delannoy, so empfängt man dankbar mit der Rechten und gibt es liebreich mit der Linken an die Armen. So wollte z. B. der Bischof die Christen, die mit Frau und Kindern oft mehrere Tagereisen weit gekommen waren, um sich seines Anblickes zu freuen und seinen Segen zu empfangen, niemals mit leeren Händen oder ungespeist ziehen lassen. Da wurden die Vorrathskammern aufgeschlossen und das Vieh geschlachtet.

Inzwischen zögerte Seine bischöflichen Gnaden nicht, die zuvorkommende Höflichkeit der Königin zu erwidern. Er erkundigte sich nach der Sitte des Landes und schrieb im Stile der madegassischen Etiquette ein Gesuch um eine Audienz. Tags darauf ließ ihm Ranavalona die Bewilligung der Audienz in einem von mehreren hohen Offizieren überbrachten allerhöchsten Handschreiben anzeigen.

Zur bezeichneten Stunde holten zwei Offiziere den Bischof ab, dem sich der hochw. P. Cazet, apostolischer Präfect, P. de Lavaissière, einige andere Patres, Doctor Trottat und ich anschlossen. In Sänften wurden wir bis zur ersten Wache an den äußeren Thoren getragen. Da nahmen uns zwei Hofbeamte in Empfang, auf deren Wort die Bajonnette zurückgezogen wurden, die uns den Eingang versperrt hatten. Das wiederholte sich dreimal, denn wir mußten drei von einer zahlreichen Wache besetzte Thore passiren, bevor wir die Wohnung der Königin erreichten. Darauf durchkreuzten wir einen großen Hofraum, dessen einzige Zierde die Grabmäler Radama' I. und Rassoherina's bilden. Vor ihnen mußten wir der Sitte gemäß das Haupt entblößen, dann stiegen wir eine Treppe empor und wurden in einen großen, reichverzierten Saal geführt, den in halber Höhe eine vergoldete Gallerie umkränzt.

Hier erwartete uns die Königin, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Offizieren des Palastes, Edelleuten in Gala-Uniform, Fürstinnen und Hofdamen. Ranavalona II. trug ein reiches Kleid nach europäischem Schnitte, sie ruhte auf einem großen Sopha, das Haupt umspannte ein mit Edelsteinen verziertes und mit einem Reiherbusche geschmücktes Diadem. Als der hochwürdigste Herr die Monarchin begrüßt hatte, stellte er uns vor, und Ihre Majestät geruhten, uns allen die Hand zu reichen. Man sagt, die Königin von Madagaskar besitze nicht die ihrem Volke sonst so eigene Redegewandtheit; auch war sie durch die Art und Weise unserer Begrüßung, die ihr ungewohnt sein mußte, etwas verwirrt; so hatte Monseigneur die Unterhaltung fast ganz allein zu führen. Er sagte ihr unter Anderem, wie der hl. Paulus von den Christen verlange, daß sie die Obrigkeit als von Gott stammend verehren sollen und wie sie demnach auf die Treue ihrer katholischen Unterthanen zählen könne.

Dem sonderbaren, aber unveränderlichen Gebrauche gemäß, dem jeder, sobald er sich der Königin näherte, fügen muß, gab alsdann Monseigneur den Ehrentribut, die „Hasina"; ein Großwürdenträger nahm das Fünffrankenstück im Auftrage Ihrer Majestät entgegen. Nochmals reichte die Herrscherin uns ihre Hand und die Offiziere geleiteten uns mit demselben Ceremoniell durch die drei Thorwachen zu unseren Sänften zurück. Der Königsbau trägt ein fast klassisches Gepräge und würde mit seinen drei Stockwerken und eben so vielen Gallerien selbst in Paris einen günstigen Eindruck nicht verfehlen. Aber er ist das Werk unerbittlichen Frohndienstes und Blut klebt an vielen seiner Steine. Die Materialien dieses Palastes, wie aller Bauten von Tananariva, wurden über die Hochebene und über die Berge auf dem Rücken von Lastträgern herbeigeschafft. Denn hier zu Lande gibt es nur Lastträger, und jeder dieser Granitblöcke verlangte, um über Berg und Thal viele Stunden weit auf diese Plattform gefördert zu werden, die vereinte Kraft mehrerer tausend Arme.

Der erste Minister, seit der Zeit seiner Erhebung zugleich Gemahl der Königin, konnte diesem Empfange wegen Unwohlseins nicht beiwohnen. Er ließ sich entschuldigen und lud Seine bischöflichen Gnaden sammt Gefolge zu einem Gala-Diner ein, das er zu Ehren der Rückkehr seines Sohnes Radolifera aus Europa geben ließ. Das Mahl hatte wenigstens fünfzig Gänge, Musik vollauf, Gerichte ohne Zahl und Gelegenheit zu madegassischen Sittenstudien in Fülle. Nach drei Stunden lasteten auf dem Tische noch ganz unberührte homerische Platten; da wir wußten, daß solche Staatsdiners oft zehn bis fünfzehn Stunden dauern, so nahmen wir Urlaub mit der Erklärung, daß unsere Kräfte solchen Anstrengungen nicht gewachsen seien. Wir wurden denn auch in Gnaden entlassen; Fanfaren schmetterten in die Lüfte, als wir die Sänften bestiegen und uns durch die dichtgedrängten Schaaren unter den Fenstern des Festsaales mit Mühe einen Weg brachen.

Aber Bischof Delannoy war keineswegs nach Tananariva gereist, um Einladungen entgegenzunehmen. Dem Vorschlage des apostolischen Präfecten gemäß begann er sofort mit der Visite der Kirchen, der religiösen Anstalten in der Stadt und der Missionsstellen der Provinz Imerina, welche alle um den Preis langer und müheseliger Arbeit dem Feinde abgerungen waren. Eine große religiöse Feier, welche, so viel möglich, die Katholiken der Hauptstadt und der Umgebung vereinigen sollte, bildete die Eröffnung dieser Einzelvisiten. Der großartige Einzug hatte dem Volke den Charakter der Auctorität gezeigt, nun

sollte ihm auch unter freiem Himmel der Anblick des geheimnißvollen Opfers unserer Religion werden.

Der Platz von Maha-Masina, historisch ebenso denkwürdig als der Andohalo-Platz, sollte der Schauplatz dieser großartigen Feier sein. Derselbe bildet ein großes Viereck im Westen der Stadt an ihren Wällen und dient zu kriegerischen Übungen. Auf ihm steht ein heiliger Stein, eine Art runder Rednerbühne, den die Königin am Tage nach ihrer Krönung besteigt. Hier sollte also das Pontificalamt gefeiert werden, denn man hatte mit Recht die St. Josephskirche, die sich in der Fronte dieses Forums erhebt, für mindestens zehnmal zu klein geschätzt, und die Königin hatte trotz der abergläubischen Scheu, die den Maha-Masina allein den Howas zugänglich macht, ihre Erlaubniß gegeben. Beinahe alle Patres der Provinz waren anwesend und so konnte man leicht alle Ämter eines großartigen Pontificalamtes besetzen.

Man hatte vor der Façade der Kirche in bedeutender Höhe nach dem Platze zu den Altar aufgerichtet und etwas tiefer eine Bühne für den Chor gebaut. Darüber flatterte ein gewaltiges Zeltdach in den Wappenfarben des Bischofs. Gegen 10 Uhr kam Monseigneur mit seinen Diakonen und Subdiakonen an. Als er unter den Thronhimmel trat, begrüßten ihn die Klänge der Musik. Der weite Platz vor dem Altare war von einer Menge Katholiken bedeckt, ihre Zahl mochte wohl noch größer sein als beim Einzuge, und rund umschloß sie ein Kreis von Heiden und Protestanten, die sich trotz ihrer bescheidenen Haltung möglichst nahe herandrängten, um Alles sehen und hören zu können.

Das feierliche Opfer war mit dem ganzen Pompe des kirchlichen Ceremoniells umgeben, wie er sich in einer Kathedrale zu entfalten pflegt. Der Gesang, an dem sich das ganze Volk betheiligte, entzückte durch seinen Einklang und seine Genauigkeit. Es ist erstaunlich, was diese Madegassen Anlage zur Musik haben. Mit einem außerordentlich getreuen musikalischen Gedächtniß und dem feinsten Gehöre verbinden sie gewöhnlich eine ebenso starke als wohlklingende Stimme, und tragen ohne Noten mit erstaunlicher Genauigkeit die complicirtesten Stücke vor.

Als das Pontificalamt zu Ende war, wandte sich der Bischof der lauschenden Menge zu, um Angesichts dieses herrlichen Panorama's die Erbarmungen des Herrn vor seinem Volke zu preisen. Dieser herrliche Tag erfüllte die Missionäre und die Gläubigen mit unbeschreiblicher Freude, und man wird die Bedeutung einer solchen Feier im Angesichte dieser Stadt von 100,000 Einwohnern begreifen; sie war ein glänzendes Zeugniß des Katholicismus auf Madagaskar, eine feierliche Besitznahme dieses Landes für unsere heilige Kirche. Welch ein Gegensatz bildete dieser Tag zu der Zeit vor zwanzig Jahren, für alle, die mit der Ortsgeschichte vertraut sind! Hier auf dem Platze der Khabaras, der großen Volksversammlungen, wurden einst zahllose Greuel beschlossen. Hier hielt, wie uns P. Finaz, der Augenzeuge dieser Schreckensscenen erzählte, im April 1857 die Königin Ranavalona I., bereits mit dem Blute von Tausenden von Unterthanen befleckt, einen neuen Blutrath, um die „Reinigung" des Volkes zu vollenden.

Der hochw. Generalvikar Mouton, dessen Bericht wir bisan folgten, gibt hier eine kurze Schilderung jener grausamen Verfolgung. Da wir aber bereits früher darüber eingehend berichteten (1875 S. 12, 33), wollen wir zum Schlusse lieber einige Zeilen aus dem Hirtenbriefe des Msgr. Delannoy mittheilen, den er nach seiner Rückkehr von Madagaskar an den Klerus seiner Diöcese richtete. Er spendet der jungen Mission ein herrliches Zeugniß:

„Man hatte uns versichert," schreibt der hochwürdigste Herr, „unsere Reise würde der aufblühenden Christengemeinde von Madagaskar und den Heiden selbst, die der Eifer unserer Missionäre noch nicht gewinnen konnte, eine heilsame Anregung sein. Wir wollen hier nicht die eben so zahlreichen als schlagenden Beweise, die diese Hoffnung rechtfertigten, euch vorführen; wir unternehmen es ebensowenig, alle die erbaulichen Züge Euch zu erzählen, die wir in Mitte dieses unserer Liebe so würdigen Volkes erlebten, für das die Stunde der Gnade geschlagen zu haben scheint. Wir staunten beim Anblicke dieser großartigen und tiefen Grundmauern, aufgeführt durch eine kleine Zahl unerschrockener apostolischer Arbeiter, auf einem Boden, der soeben noch ganz im Besitze des scheußlichsten Heidenthums war. Unauslöschlich wird in unseren Herzen der Ausdruck der Freude und des Glückes eingeschrieben bleiben, der uns allerwärts begrüßte und niemals werden wir den rührenden Anblick der Schaaren vergessen, deren Hände gefüllt waren mit Gaben, so einfach und kindlich, wie ihr Glaube und ihr Herz. Wie oft mußten wir, wenn sie sich zur Erde warfen, um unsern Segen zu empfangen, oder wenn sie jedem unserer Worte lauschten, ausrufen: ‚Non inveni tantam fidem in Israel, einen so großen Glauben fand ich nicht in Israel!'"

Tibet im Jahre 1875.

(Mitgetheilt von Msgr. **Chauveau**, apostolischer Vikar von Tibet.)[1]

Im Laufe dieses Jahres hatte die Mission von Tibet keine jener gewaltigen Stürme zu bestehen, die sie schon wenigstens dreimal dem Untergange nahe brachten. Wir haben bereits in den „katholischen Missionen"[2] die bemerkenswerthern Einzelheiten über den Abschluß des Streites mit den Lama's und den tibetanischen Vorstehern von Bathang mitgetheilt. Um daher nicht bereits Bekanntes wiederholen zu müssen, will ich es versuchen, in einem Gesammtbilde Ihnen unsere Lage zu zeichnen.

I. Das hervorragendste Ereigniß dieses Jahres ist zweifelsohne die Beendigung unseres Prozesses. Man hatte uns im Districte von Bathang aus drei Niederlassungen vertrieben; zwei davon wurden gänzlich zerstört, die eine durch die Axt, die andere durch das Feuer, während die dritte nur durch ein Wunder der göttlichen Barmherzigkeit einem gleichen Schicksale entging. Heute haben wir alle drei Posten wieder bezogen und für den Augenblick liegt kein Anzeichen einer neuen Austreibung vor. Man hätte wohl unsere Häuser etwas sorgfältiger wieder aufbauen sollen und wir hätten auch auf eine vollkommenere Zurückgabe des gestohlenen Gutes drängen können, aber wir glaubten unsere Forderungen nicht nach den Begriffen der strengsten Gerechtigkeit stellen zu müssen. Übrigens zahlten uns die Mandarine, welche vom obersten Gerichtshofe mit unserem Prozesse

[1] Ta-tsien-lu, den 20. Oktober 1875.

[2] Vgl. Jahrg. 1875 S. 150 und S. 236; Jahrg. 1876 S. 19.

betraut waren, denn doch die Summe von 1549 Taël in reinstem Silber, etwa 12,000 Franken (9600 Mark). Mit Hilfe dieses Schadenersatzes werden wir ohne Schwierigkeit unsere Niederlassungen etwas erweitern können. Einer meiner Mitarbeiter schlägt mir sogar die Gründung eines vierten Postens vor; vom materiellen Gesichtspunkte aus betrachtet sind unsere Verluste also keineswegs so bedeutend, und mehr als einmal sagten wir uns, daß auch dießmal der Teufel sich selbst betrogen habe.

Und vielleicht haben sich die Lama's noch bitterer getäuscht in Bezug auf den moralischen Erfolg. Durch die Zerstörung unserer Häuser hatten sie unsere pecuniäre Vernichtung gehofft, um uns durch diese in die Augen springende Niederlage der Verachtung preiszugeben, welche in Mitte einer heidnischen Bevölkerung stets der Antheil der Armen ist. Namentlich hofften sie so den Rest unserer Freunde uns zu entfremden. Von all dem ist das gerade Gegentheil eingetroffen. Allen Nachrichten zu Folge finden meine Mitbrüder im Innern des Landes statt Hohnlachen und Gespött vielmehr Zeichen größerer Achtung; einige Formen des Umganges lassen sogar auf eine gewisse Furcht schließen, was bei diesen rohen Menschen gar nicht so übel ist. Wundern müssen wir uns auch, daß die Lama's sich durchaus nicht so feindselig zeigen, als wir es für die erste Zeit erwartet hatten. Der hochw. Herr Carreau schreibt mir aus Bathang, die Lama's seien gerne bereit, die Briefe mitzunehmen, wenn sie Geschäfte halber nach Ta-tsien-lu kommen. Ich weiß nun wohl, daß man aus diesen Vorkommnissen nicht allzu rosige Schlüsse ziehen soll, dennoch darf man eine gewisse Annäherung der Lama's annehmen. Man erinnert sich oft an das Wort eines einflußreichen Lama, der zu einigen seiner Genossen, welche die christliche Religion verspotteten, sagte: „Macht Euch nur nicht zu viel lustig — es ist etwas gar Ernstes um diese Sache!“ Ein anderer Missionär, der hochw. Herr Felix Biet, erzählt, daß ganz neulich drei oder vier Lama's zu ihm kamen und ihn baten, er möchte doch 2000 und einige hundert Franken in Verwahrung nehmen, die sie nicht gut selbst bergen könnten. Sie betrachten uns also doch nicht so ganz als heuchlerische Abenteurer ohne Ehre und Gewissen.

Auch der Mandarin von Bathang verhehlt keineswegs seine Achtung gegen uns. Ich sage, seine Achtung; ich möchte es fast seine Liebe nennen, wenn ich nicht bei gewissen Leuten Anstoß befürchtete, welche der Ueberzeugung sind, jeder chinesische Mandarin sei auch ein unversöhnlicher Feind der Europäer. Der von Bathang ganz besonders bezeigt uns Rücksichten, an die uns seine Vorgänger durchaus nicht gewöhnt haben; ich vernehme, wie er meinen Mitbrüdern Uhren, Seidenstoffe und Schmucksachen zum Geschenke machte. Der Beamte verkündete einen Erlaß, in dem er auf seine Ansprüche an die 1549 Taëls verzichtet, unter der bestimmtesten Bedingung, daß man unser Eigenthum und unsere Person achte und fürderhin auch nicht ein Wort gegen uns vorbringe. Strenge bestrafte er jene, welche die Verschwörung von 1873 angezettelt hatten, und einer der Hauptheiden liegt für lange Zeit, wenn nicht für immer, im Gefängnisse. Endlich erhielten wir von ihm mehr als einmal die Versicherung, auch die andern würden ihrer Strafe nicht entgehen, und ich gebe ihm gerne das Zeugniß, daß er in Allem Energie und Geschick bewährt.

II. Das eben Mitgetheilte bezieht sich bloß auf Tibet. Es wird am Platze sein, die Verhältnisse der verschiedenen Länder Hochasiens unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zusammenzufassen. Wie man es auch immer erklären mag, die Missionen fühlen stets den Rückschlag der Ereignisse, die sich bereits vollzogen haben, oder die sich in den nächsten Jahren vollziehen werden. Man weiß, daß sich die Diplomatie kaum mit den katholischen Missionen von Asien befaßt; man weiß, daß sie, gewöhnlich wenigstens, die Christen mit einer Gleichgültigkeit hinopfert, welche an den für die letzten Zeiten verkündeten großen Abfall vom Glauben erinnert. Die Engländer und die Russen streiten um die Herrschaft über die Hochländer Central-Asiens, wie Jedermann bekannt; ihre Agenten rufen seit Jahren in diesen ruhigen Gegenden eine Bewegung hervor, deren Brandung wir bis in unsere Berge hinein verspüren. Der neue Emir von Kaschgarien (Ostturkestan) bedroht zugleich China und Tibet. Die Mahomedaner gewinnen in den tatarischen Ländern an Einfluß, und die Briefe der belgischen Missionäre aus der Mongolei erzählen uns, wie die Anhänger des Islam einst blühende Gegenden mit Schutt und Trümmern erfüllt haben. Wenn es ihnen gelingt, ihre Gewalt in den Steppen der Tatarei zu befestigen, so ist es um das bereits morsche chinesische Reich geschehen.

Daß auch Tibet von der rundum losgebrochenen Bewegung erfaßt wird, liegt auf der Hand. Seit etwa 20 Jahren streben die Tibetaner offenkundig eine Grenzerweiterung im Osten an, wo sie die von den Chinesen vor ungefähr 150 Jahren eroberten Strecken wieder in Besitz nehmen wollen. Das wäre für uns ein Unglück; denn trotz des unwürdigen Verrathes seitens einiger Mandarine verdanken wir Alles der Duldsamkeit der chinesischen Behörden, während wir von einer durch die Lama's aufgehetzten Armee weder Schonung noch Gerechtigkeit zu erwarten hätten. Man schreibt uns aus Bathang und noch heute morgen wurde es hier erzählt, tibetanische Truppen zögen auf mehreren Heerstraßen gegen Osten; den Zweck dieser Bewegung kennt man nicht. Einige hundert Soldaten kamen auf der kaiserlichen Straße von L'Hassa und verlangten Durchpaß durch das Gebiet von Bathang; aber die Mandarine widersetzen sich diesem Begehren, bis man ihnen die Marschordre des kaiserlichen Gesandten vorweise.

Auch heißt es, die unter dem Namen Ho-ser-ka bekannten fünf Fürstenthümer, welche sich vor einigen Jahren mit Tibet verbanden, wollten sich, der Erpressungen seitens der Lama müde, wieder unabhängig erklären und hätten mit den Mongolen von Tschang-ma-ngo-lo ein Bündniß gegen Tibet abgeschlossen. Das wäre eine folgenschwere Nachricht. Wenn sie sich bestätigen sollte, so würden nicht nur die Tibetaner, sondern auch die Mongolen den Westen China's bedrohen. Ja, die Mongolen von Tschang-ma-ngo-lo sind geradezu die furchtbarsten von Allen; eine ihrer Banden hat die Karawane des kaiserlichen Gesandten Ngen rein ausgeplündert, ohne daß man auch nur Genugthuung zu fordern wagte.

Dazu kommt noch, daß sich demnächst die Engländer zu Jün-nan niederlassen werden. Von Ta-ly, wo sie sich festzusetzen gedenken, führt eine zwar schlecht unterhaltene, aber doch sehr wichtige, bekannte und viel gebrauchte Straße in das Herz von Tibet. Offenbar werden die Engländer sich dieses Weges bedienen wollen und man wird sie irgendwo, z. B. zu Lanten, anhalten; so muß es zu Reibereien kommen, von diesen zu blutigen Excessen, wie zu Jün-nan, dann zu diplomatischen Verhandlungen und endlich zu offenem Kriege.

Unsere armen Tibetaner ahnen in diesem Augenblicke wohl kaum alle diese künftigen Verwicklungen, haben jedoch eine instinctive Furcht vor der Zukunft. Das spiegelt sich in dem Ausspruche eines ihrer untergeordneteren Vorsteher, der Anfangs dieses Jahres beim Zusammentreffen mit einem Missionär sagte: „Ihr seid also wieder zurückgekommen,“ und dann nachdenklich beifügte: „In einigen Jahren werdet Ihr unsere Herren sein.“ Ganz natürlich sind die Vorgesetzten des großen Lama-Klosters von L'Hassa und namentlich die Beamten der Regierung besser unterrichtet als das Volk. So sehen sie uns denn auch nur voll Mißtrauen an ihren Grenzen. Hieraus entwickeln sich zwei verschiedene Ansichten bei den Tibetanern, sowohl den Lama's als den Laien, den Vorstehern wie dem Volke: die Einen ergeben sich in das Unvermeidliche, die Andern bereiten sich auf den unausbleiblichen Kampf, der über das Loos des Lamathums entscheiden soll. Auch im günstigsten Falle haben wir eine gewaltsame Reaction zu erwarten. Mitten in diesen Wirren wird uns der Opfertod gewiß sein. Wie wir eben sagten, muß der Tag kommen, wo China in Trümmer stürzend, nur mehr dem Namen nach eine Oberhoheit über Tibet haben wird. Sobald

die Leidenschaften nicht mehr durch die gewohnte Klugheit und Mäßigung der chinesischen Behörden in Zaum und Zügel gehalten werden, muß ein neuer Sturm über das Christenthum hereinbrechen. Da gilt es einen Act der Resignation, und Erwägungen dieser Art sind geeignet, die Freude über unseren augenblicklichen Erfolg herabzustimmen. Im Augenblicke, wo diese Ereignisse eintreffen, werden wir noch zu einer Vertheidigung zu schwach sein. Deßhalb müssen wir zugleich mit dem Danke für die schon erwiesenen Gnaden Gott bitten, uns noch lange Zeit zu schützen. Die Lage der Dinge, wie sie rundum sich zeigt, beweist, daß der Sturm, der diese Gegenden bedroht, nicht an einem Tage vorüberbrausen wird und daß die Kirche auch in Tibet wie anderswo vor ihrem Triumphe den Weg des Kreuzes zu wandeln habe.

III. Der Sieg der Kirche über die halbwilden Stämme Hochasiens ist gegenwärtig nur eine sehr fernliegende Hoffnung. In Tibet ist das Lamathum in einem Übergangsstadium, welcher die Würdigung dieses Religionssystems bedeutend erschwert: vom moralischen Standpunkte aus scheint es viel von seiner Macht zu verlieren, und sich wie der Protestantismus in Europa in Naturalismus zu verwandeln, während es, was materielle Kraft betrifft, noch Bestand und selbst Zuwachs hat. Ich höre von verschiedenen Seiten von Neubauten, Vergrößerungen und Verschönerungen. Die Lama's von Bathang z. B. suchen eben jetzt Gold, um die Kuppel ihres Klosters damit zu überkleiden.

Merkwürdiger Weise ist die chinesische Behörde, wenn sie auch im Ganzen die Lamaklöster schützt, ihnen doch keineswegs freundlich gesinnt; oftmals haben diese ihre Strenge zu fühlen. Einzelne Andeutungen ließen im vorigen Jahre schon darauf schließen, daß die Centralbehörde gerne den Einfluß, den Reichthum und selbst die Zahl der Lama's verringern möchte, indem sie ihnen Bedingungen auferlegt, welche rasch den Zerfall dieser alten Anstalten herbeiführen müssen. In den Gegenden, wo die Chinesen sich stark fühlen, wird es zu einer heftigen Verfolgung der Lama's kommen. So wälzten noch dieses Jahr und kaum vor acht Tagen die kaiserlichen Commissäre die ganze Verantwortlichkeit der Unruhen in der Stadt Lithang auf die Lama's, von denen sechs Hauptanführer mit dem Tode oder mit Verbannung bestraft wurden. Der Tod des Dalai-Lama hat in Tibet eine gewisse Aufregung hervorgerufen. Die erste Nachricht lautete, man habe ihn vergiftet; dieses Gerücht bestätigt sich täglich mehr und gestern noch erzählte man uns, fünf oder sechs der Hauptwürdenträger von L'Hassa seien öffentlich dieses Verbrechens angeklagt.

Die Streitigkeiten der Lamaklöster unter einander sind endlos und sie werden sorgsam geschürt von den kaiserlichen Gesandten, die dabei durch ein recht geschicktes Spiel ihre Beutel mit Gold füllen. Die Prozesse der zwei großen Lamaklöster Gaden und Djrepong zu L'Hassa sind ein beständiges Ärgerniß. Herr Desgodins schreibt, daß diese mächtigen Klöster in den ersten Monaten dieses Jahres bei Gelegenheit der Wahl eines neuen weltlichen Herrschers beinahe einander mit bewaffneter Hand bekämpft hätten.

Der unaufhörliche Hader muß wohl den Untergang des Lamathums herbeiführen. Gleichwohl scheint sich, wie oben gesagt, der Reichthum der Lama's zu mehren. Ihre Kaufleute kommen zahlreicher und mit kostbareren ausländischen Artikeln versehen nach Ta-tsien-lu denn früher. Sie haben in letzter Zeit ein System angenommen, das den Handel bedeutend vereinfacht; sie nehmen hier das Silber in Empfang, welches die kaiserliche Regierung nach L'Hassa zu senden hat (denn sicher schlägt China seine Kosten bei der tibetanischen Verwaltung nicht heraus) und übernehmen dafür die Bezahlung des chinesischen Gesandten in L'Hassa. Dieser Wechsel erleichtert den Handel der Lamaklöster und erhält das Monopol, über das die Tibetaner sich so sehr beklagen. Diese gewaltigen Kapitalien werden unausbleiblich Katastrophen herbeiführen; denn auf die Frömmigkeit des Volkes kann man nicht mehr so zählen wie in früheren Zeiten; der Unglaube nistet sich in Tibet ein.

Ich möchte hier einige Gedanken vorlegen, die sich schon oft meinem Geiste aufdrängten. Wenn in Tibet und in all' diesen Ländern die Christen an Zahl zunehmen, so muß es zu einer Verfolgung kommen, die erst verhüllt und verkappt, dann den Sitten des Landes gemäß gewaltsam und blutig sein wird. Nehmen wir den Bernischen Jura als Beispiel! Da seufzt ein ganz katholisches Volk unter einem wahren Sklavenjoch; man beschimpft es, man wirft es in's Gefängniß, man macht es geradezu rechtlos, man nimmt ihm seine Kirchen, raubt ihm seine geliebten Priester, aus allen Winkeln Europa's sucht man unselige Geistliche zusammen, bedeckt mit Schmach, wenn nicht mit Lastern, und drängt sie einem Volke als Hirten auf, das sie noch mehr verachtet als haßt. Und diese 60,000 Katholiken bleiben ruhig, treu ihrem Glauben, treu ihren rechtmäßigen Hirten, ohne sich zur Empörung oder Gewaltthat hinreißen zu lassen!

Es kann sein, daß der Conservatismus in bestimmten Fällen eine so heroische Geduld, eine so erhabene Ergebung fordert; aber dort herrscht auch vor Allem eine Kraft der Überzeugung, die man bei den Völkern hier zu Lande nicht suchen darf — eine solche Hinopferung wäre ihnen unmöglich. Herr de Carné, Mitglied der Mekong-Expedition, hat gesagt, die Christen von China und Tibet zitterten beständig. Das ist wahr und erklärt sich durch die Lage, in der wir sind; doch darf man nicht den Schluß ziehen, daß die asiatischen Christen immer eine Beute der Furcht sein werden. Ihre Geduld hat ihre Grenzen. Zu weit getrieben, wird dieser sonst so furchtsame Christ nicht die Kraft haben, mit kaltem Verstand seinen Zorn zu zügeln, und es wird ein Tag kommen, wo er sich mit bewaffneter Hand vertheidigen wird. Was wir auch thun mögen, wir werden diese reizbaren Menschen, die im Zorne ihrer Vernunft nicht mehr mächtig sind, nicht aufhalten können. Das sah man letztes Jahr zu Tong-King; das sah man dieses Jahr zu Su-tschuen und das wird man auch anderswo sehen, wo sich Gelegenheit bietet. Der europäische Liberalismus, der sich heute in den Abgrund des Widerspruchs und Frevels stürzt, wird ganz gewiß die Missionäre beschuldigen und ihnen die Verantwortung des vergossenen Blutes aufbürden. Zum Voraus erkläre ich das für eine schreiende Ungerechtigkeit. Missionäre, die im Stande wären, diese vom Zorne aufgeregten orientalischen Stämme zu zügeln, sind eine Seltenheit. Doch dieser Sturm ist jetzt freilich noch nicht zu befürchten; ich rede nur von einer Möglichkeit, die sich eines Tages verwirklichen könnte, und ich thue es namentlich mit Bezug auf Tibet, wo die religiösen Ideen einen viel größeren Zauber auf die Seelen ausüben als in China, und wo sie mithin Conflicte hervorrufen könnten, deren Verantwortlichkeit der Missionär nicht auf sich nehmen kann.

Nur mit der Zeit, mit einer besseren bürgerlichen Verwaltung, mit einer unparteiischeren Rechtspflege, mit einer durch Gesetze gesicherteren Unabhängigkeit und vor Allem mit der Gnade und dem Lichte des Evangeliums kann man in Tibet eine friedliche Umbildung hoffen, welche Volk und Lama's retten wird.

IV. Im Monat Mai kam Herr de Roquette, der französische Gesandtschafts-Secretär zu Peking, in die Hauptstadt von Su-tschuen [1]. Diese Reise war von dem größten Belange für unseren Prozeß von Bathang und für andere schlimme Händel. Schon vor der Ankunft dieses Herrn hatte der General-Gouverneur an alle Tribunale geschrieben, man solle auf das Schleunigste die Beschwerden der Christen regeln. Auch die Tibetaner stutzten über die Anwesenheit des Secretärs zu Tschen-tu. Die Nähe des französischen Bevollmächtigten blieb nicht ohne Einfluß auf die dunkeln Pfade der tibetanischen Politik.

Seit 10 Tagen weilt der neue kaiserliche Gesandte Song in unserer Mitte. Den 15. dieses Monats stellte ich mich ihm mit der Bitte vor, er möge die Wiederaufnahme unseres alten Prozesses von Bonga verfügen. Er nahm mich sehr höflich auf mit der Offenheit

[1] Vgl. oben S. 18.

eines tatarischen Mandarins, lehnte aber mein Gesuch ab, vorschützend, er habe hiezu keine Vollmacht von seiner Regierung. So will China eigensinnig durch Nachlässigkeit und Furchtsamkeit verderben, was es durch Thatkraft und Klugheit für Jahre noch hätte retten können.

In dem oben angeführten Briefe, wo der hochw. Herr Desgodins mir erzählt, wie Gaden und Djrepong beinahe handgemein geworden, heißt es noch, daß man bis zur Auffindung eines neuen Dalai-Lama einen neuen weltlichen Herrscher zu L'Hassa eingesetzt habe. Derselbe wäre ein junger Mensch, erst seit einigen Jahren Lama eines kleinen Klosters, der durchaus keine Ansprüche auf eine solche Ehre hätte. Man fand dieses Mittel angemessen, um sowohl Gaden als Djrepong leer ausgehen zu lassen, welche ihre Ansprüche mit Waffengewalt aufrecht halten wollten.

Wenn die Muhamedaner im chinesischen Turkistan sich festsetzen und ihre Streitkräfte organisiren, schwebt Tibet in großer Gefahr. Seine Wüsten werden es eine Zeitlang schützen; aber seine Niederlage ist gewiß, da seine Kriegsmacht absolut Null ist.

Die mongolischen Rassen werden mit jedem Tage unruhiger. Der Vulkan, dessen Krater seit sechs Jahrhunderten erlosch, in dessen Tiefe es aber gleichwohl kocht und siedet, sucht für seine Massen nach irgend einer Seite einen neuen Ausweg. Wenn seine glühenden Laven sich über China, Tibet und Indien ergießen — wer kann absehen, was aus der orientalischen Civilisation werden wird? Und wenn all diese brandenden Wogen sich eines Tages unter dem Drucke Rußlands, dieses Todfeindes der Kirche, erheben werden — wird dann der letzte Umsturz nicht auch uns erfassen?

Der Schwerpunkt der politischen Lage Hochasiens liegt gegenwärtig in der Angelegenheit von Jün-nan, deren Einzelheiten in Europa hinlänglich bekannt sind. Wenn die Engländer einmal bis Ta-ly-fu, diesem äußerst wichtigen Platze für die weiten Länder von Hinterindien, gelangt sind, wird sich ihnen ein Gesichtskreis erschließen, wie sie niemals einen ähnlichen sahen, niemals einen ähnlichen ahnten. Hiebei denke ich keineswegs an den Handel; es liegen in diesen Gegenden kostbarere Schätze als Gold und Silber verborgen — ich meine die Auserwählten, die der englische Kaufmann, obwohl fast immer Protestant, doch gewöhnlich voll Wohlwollen und Edelsinn für den katholischen Missionär, der Kirche zuführen wird, welche auf sie wartet, ohne sie zu kennen. Von Ta-ly aus wird die englische Fahne ihren Schatten über Tibet werfen und von Tibet in noch weiter entlegene Länder. Das war der lang gehegte, der schönste Traum meines Lebens. Vielleicht gestattet mir Gott, die ersten Tage dieses neuen Zeitalters von Tibet zu sehen, und ich hoffe, daß seine Erfüllung mein Trost im Sterben sein wird. Bald werden wir die unmittelbaren Folgen des Drama's von Mo-Mien (Ermordung Magary's) kennen, aber seine letzten Früchte werden erst viel später reifen.

So gestalten sich die Verhältnisse zu Ende des Jahres 1875 von dem doppelten Standpunkte der Mission und des Königreiches Tibet aus betrachtet.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Peking. Einem uns gütigst mitgetheilen Privatbrief des hochw. apostolischen Vikars von Peking entnehmen wir folgende trostvolle Zeilen:

„Je mehr ich die ganze Lage der Dinge hier betrachte, desto mehr komme ich zu der Überzeugung, daß der Tag der Barmherzigkeit für dieses große Reich nicht mehr ferne ist. Gott sei Dank, sind in diesem Jahre unsere Arbeiten wiederum reichlich gesegnet worden, wie Sie aus folgender Tabelle ersehen:

Taufen von Erwachsenen 438;
Taufen von Heidenkindern, die in Todesgefahr waren, 7578;
Katechumenen, die ihre Vorbereitung fast vollendet haben, 870;
Kranke (meistens Heiden) in unsern beiden Spitälern 680;
Kranke, die bei den Schwestern Hilfe und Arznei suchten, 41,996.

Wir haben gegenwärtig 107 Schulen (gegen 88 im Jahre 1871) und 139 Kirchen und Kapellen (gegen 46 im Jahre 1871). Unsere beiden Seminarien beginnen zu blühen, und ich konnte 6 Subdiakone weihen. Die Schwestern vom hl. Joseph fühlen, daß der Herr mit ihnen ist. Der Verlust ihrer Oberin, so hart sie ihn fühlten, war zugleich für sie eine Wohlthat, denn in ihr haben sie im Himmel eine mächtige Fürsprecherin; die Berufe mehren sich und ein neues Haus konnte in Peking eröffnet werden; so finden sich jetzt schon 100 kleine Waisenmädchen unter dem Schutze des hl. Joseph. Außerdem bereiten die Schwestern auch noch viele Frauen und Mädchen zur hl. Taufe vor. Ob meine Augen wohl noch den Tag sehen werden, an dem die Flammen der Liebe über ganz Peking von allen Seiten zusammenschlagen und alle Herzen seiner Bewohner entzünden werden? Ich glaube es nicht, denn die Tage meiner Pilgerschaft sind schon lang; aber daran liegt ja auch nichts; der Tag wird aber sicher kommen und vom Himmel aus werde ich mich nur um so mehr über dieses schöne Schauspiel freuen."

Über den Loskauf der annamitischen Christen, welche nach China in die Sklaverei verkauft wurden, haben wir einen neuen Brief des hochw. Herrn Delavay vom 17. October 1875.

„Am letzten 8. September sendete der Gouverneur von Saigon einen französischen Dampfer, den ‚Surcouf', um die von mir losgekauften Annamiten in ihre Heimath zurückzuführen; ich hatte das Glück, bei dieser Gelegenheit 51 tongkinesische Christen zurücksenden zu können; 19 von ihnen waren auf dem Schiffe des hochw. Herrn Marie ergriffen und nach Pakhoi verkauft worden, wie ich früher schrieb (vgl: 1875, S. 256), die übrigen 32 hatte ich bei andern Gelegenheiten loskaufen können.

Außer den annamitischen Christinnen, welche sich hier mit chinesischen Christen verheirathet haben, hielt ich hier vorläufig nur vier Mädchen zurück. Das eine von ihnen, ein Kind von 12 Jahren, will durchaus nicht nach Tongkin zurück, weil es fürchtet, dort Niemanden zu finden, der sich seiner annähme. Ein zweites, von 6 Jahren, ist jetzt schon 3 Jahre hier und erinnert sich gar nicht, wie das Dorf heißt, aus dem es geraubt wurde; es hat sogar seine Muttersprache ganz vergessen. Die beiden andern sind Schwestern, die eine 10, die andere 6 Jahre alt. Letztere hatte ich in einer christlichen Familie untergebracht, die keine Kinder besitzt und die das ihr anvertraute Mädchen so liebgewann, daß sie sich nicht von ihm trennen will; die ältere Schwester will aber nicht allein zurückkehren. Ich lasse jetzt Erkundigungen einziehen, ob die Eltern noch leben und was diese wollen, daß die Kinder thun, um dem entsprechend sie zurückzuschicken oder hier zu behalten. Seit der Abfahrt des ‚Surcouf' habe ich jetzt wieder zwei annamitische Mädchen kaufen können; das ältere ist eine Christin, von dem jüngeren weiß ich es nicht gewiß.

In meinem letzten Briefe vom 24. Juni (1875, S. 237) schrieb ich, daß ich von den 22 auf dem Schiffe des Herrn Marie gefangenen Christinnen drei nicht hatte finden können. Seither erfuhr ich, daß eine, ein Kind von 12 Jahren, an einen Schiffer von Kongmon bei

Canton verkauft sei, und weiß ich nicht, ob es gelingen wird, dasselbe loszukaufen. Die beiden andern, eine Jungfrau von 18 und eine von 20 Jahren, entdeckte ich in einem 2 Stunden von Pakhot entfernten Hafen. Leider wollte der Besitzer sie um keinen Preis mir abtreten; ich wendete mich daher an den Mandarin von Liam-tschëu, um durch seine Vermittlung den Eigenthümer zum Verkauf zu bewegen, und hoffte um so eher auf die Erhörung meiner Bitte, als die von mir losgekaufte Mutter des einen Mädchens selbst meine Bittschrift überreichte. Allein der Mandarin wollte sich auf die Sache nicht einlassen, so daß ich gezwungen wurde, den Vicekönig von Canton um seine Dazwischenkunft anzurufen. Dieser schickte den kategorischen Befehl, die beiden Mädchen freizugeben und ihrem Besitzer den Prozeß zu machen; allein unterdessen war dieser geflohen und hatte die Mädchen mitgenommen. Indessen habe ich wenigstens wieder eines von diesen beiden in einem 8 Tagereisen von Pakhoi entfernten Ort entdeckt und die Behörden haben es mir übergeben. Allein als es ankam, waren seine Mutter und seine Gefährtinnen bereits mit dem ‚Surcouf‘ abgereist.“

Siam.

Der neue apostolische Vikar von Siam, Msgr. Vey, hat am 5. December 1875 zu Bangkok die bischöfliche Weihe empfangen. Wir erhalten darüber von Herrn Le Mée, welcher den Prälaten, der die Weihe vornahm, begleitete, folgenden auf seiner Rückreise aus Singapur vom 19. December datirten Bericht:

„Am Sonntag den 5. December, dem Tage, an welchem man das Fest der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau feierlich beging, konnte die Kirche von Siam, seit drei Jahren ihres Hirten beraubt, endlich ihre Wittwen-Trauer ablegen. Msgr. Jean Louis Vey, vom heiligen Vater an die Stelle des Msgr. Dugond, seligen Andenkens, zum apostolischen Vikar erwählt, empfing unter dem Titel eines Bischofs von Gerasa in partibus von der Hand des Msgr. Colombert, apostolischen Vikars des französischen Cochinchina, welcher aus Saïgon zu dieser erhebenden Feier herübergekommen war, die bischöfliche Weihe.

Man hatte zu dem Ende die Kirche des hl. Franz Xaverius im annamitischen Viertel erwählt, die größte und reichste der Kirchen von Bangkok. An diesem Tage stellten sich Christen und Heiden dort ein. Man schätzte die Zahl der Anwesenden auf mehr als 6000. Sämmtliche Missionäre des Vikariats waren zugegen, sowie alle Consuln der europäischen Mächte, an ihrer Spitze Herr Garnier, Consul und Commissär für Frankreich, bekannt und mit Recht hochgeschätzt wegen des Schutzes, welchen er der Religion in diesen Gegenden des entlegensten Orients angedeihen läßt. Die europäischen Residenten waren gleichfalls der Einladung gefolgt. Der Prinzregent, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Kriegsminister und andere Fürsten und Mandarine nahmen die Ehrenplätze ein; dann kamen unsere siamesischen, annamitischen, portugiesischen, chinesischen, kambodschischen Christen, — der Menge neugieriger Heiden gar nicht einmal zu erwähnen. Diese Zuschauermasse, wie verschieden auch immer an Nationalität und Credo, beobachtete dennoch die beste Haltung.

Die Pontifikal-Messe ward von 50 kleinen Eingebornen gesungen. Von Zeit zu Zeit spielte die Kapelle des zweiten Königs [1] einige Stücke, deren Ausführung unseren hübschen Feierlichkeiten in Frankreich Ehre gemacht haben würde. Das große Sanctuarium der Kirche des heiligen Franz Xaver gestattete der Feier, sich mit allem Pomp zu entfalten. Der Altar, sieben Stufen hoch und elegant verziert, bot einen imposanten Anblick.

Die Ceremonien selbst sind zu bekannt, als daß wir uns bei denselben aufhalten. Vor Allem machte die Inthronisation großen Eindruck auf die Anwesenden, und namentlich auf die Würdenträger des Hofes von Siam. Einer der Minister, noch ergriffen vom Zauber der Feier, erklärte einige Tage später: ‚Heide, wie ich bin, habe ich doch, während ich der schönen Ceremonie zusah, im Herzen Andacht gefühlt.‘

Während des Frühstücks erhielt Msgr. Vey ein Glückwunschschreiben sowohl vom ersten wie vom zweiten König; beide waren in den höflichsten Ausdrücken abgefaßt. Die königliche Kapelle ließ sich bis zum Abend vernehmen, während eine glänzende Erleuchtung und ein schönes Feuerwerk große Volksmassen von Siamesen wieder zum Annamiten-Viertel lockte. So endete denn dieser Tag, dessen Andenken die Stadt Bangkok noch lange bewahren wird.

Im Laufe der Woche erhielten die beiden Bischöfe Audienz bei den beiden Königen; sie machten auch dem Prinzregenten, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem Kriegsminister ihren Besuch. Überall war der Empfang im höchsten Grade höflich und respektvoll. Der französische Commissär wollte es sich nicht nehmen lassen, den ganzen Klerus zu einem Bankett zu vereinigen.

Msgr. Vey, gebürtig aus der Diözese Puy, arbeitet seit 1865 in der Mission von Siam. Er ist der Landessprache vollständig mächtig, und hat den französischen Consuln oft als Dolmetscher beim Könige und den Ministern gedient, weßwegen man ihn mit Recht schätzt.“

Ceylon.

Dschaffna. (Vgl. 1875, S. 74 u. S. 133 ff.) Der hochwürdige P. Boisseau, aus der Congregation der Oblaten der unbefleckten Jungfrau Maria, Superior des Missions-Distriktes von Manaar auf Ceylon, schreibt uns von Mantotte unter dem 23. November 1875:

---

[1] In Siam ist es Brauch, einen zweiten König zu haben; früher hieß derselbe Uparat, jetzt Vangna. Gewöhnlich wird ein Bruder oder ein naher Verwandter des Königs zu dieser Würde erhoben. Er besitzt ein großes Palais, fast so schön und glänzend wie das des ersten Königs; er führt auch königliche Insignien; alle Vorübergehenden müssen sich vor seinem Pavillon, der am Ufer des Flusses liegt, zur Erde werfen; er hat einen Hof, seine Offiziere, seine Mandarine, Alles ganz auf dem nämlichen Fuße wie der erste König. Im Kriegsfall steht er gewöhnlich an der Spitze der Armeen; der erste König unternimmt ohne seine Zustimmung nichts von Bedeutung. Er ist jedoch gehalten, dem ersten König von Zeit zu Zeit seine Aufwartung zu machen; er begrüßt ihn alsdann, indem er seine beiden Hände erhebt, aber er wirft sich nicht zu Boden, er sitzt neben ihm auf dem Polster auf den Ellenbogen gestützt, wie neben seines Gleichen. Es ist merkwürdig, daß die Vangna's seit unvordenklichen Zeiten stets in gutem Einvernehmen mit den Königen standen, trotz der Ursachen von Zwietracht, welche eine solche Regierungsform natürlicher Weise erzeugen sollte. Der königliche Schatz steht dem Vangna offen, so oft er dessen bedarf; aber das Zahlungsgesuch muß zuvor dem Könige präsentirt werden, der es durch Aufdrückung seines Siegels genehmigt; hierauf wird es dem Groß-Schatzmeister zugestellt, der die Summe auszahlt. (Pallegoix, Description du royaume de Thai ou de Siam, t. 1. p. 288.)

„Im Nordwesten des apostolischen Vikariats von Dschaffna, hin und wieder in den unermeßlichen Wäldern zerstreut, die das Innere von Ceylon bedecken, befinden sich die 40 Christengemeinden, welche die Mission von Mantotte bilden. Sie grenzt im Osten an die Waldungen von Vanny und im Westen an die Insel Manaar, so berühmt durch den Besuch des hl. Franz Xaverius und das Martyrium ihrer christlichen Bewohner, welche unter der Verfolgung des ungläubigen Königs von Dschaffna im Jahre 1544 ihre Glaubenstreue mit ihrem Blute besiegelten. Manaar und Mantotte wurden neulich durch Msgr. Bonjean, den apostolischen Vikar von Dschaffna, in vier Missionsdistrikte eingetheilt, die gegenwärtig von vier Oblaten aus der Congregation der unbefleckten Jungfrau Mariä verwaltet werden. Mir ist der nördliche Theil von Mantotte zugefallen, das wohl 5000 dem apostolischen Vikar von Dschaffna unterworfene Seelen zählt, während etwa 1500 Christen seit dem durch den goanesischen Priester Michael Philipp Maskarennas im Jahre 1857 hervorgerufenen, vor wenigen Jahren glücklich beendigten Schisma zum Patriarchat von Goa gehören.

Unsere Mission wird gegenwärtig durch eine furchtbare Hungersnoth verheert, zu der sich in den letzten fünf Monaten auch noch die schreckliche Geißel der Cholera gesellte. Mantotte verdankt seinen Reichthum den ausgedehnten Reisfeldern, die seine Waldungen unterbrechen. Aber um zur Reife zu gelangen, bedarf der Reis reichlichen Regens, und seit drei oder vier Jahren war er nicht ausgiebig und mangelte in einzelnen Gegenden fast ganz. So stellte sich Theuerung ein und heuer eine eigentliche Hungersnoth, die eine große Anzahl früher wohlhabender Familien in das äußerste Elend stürzte. Um nur die unerläßlichsten Ansprüche der Nothdurft zu beschaffen, sahen sich viele unserer Christen gezwungen, einen Theil ihrer Heerden zu verkaufen, ihre Felder und ihren Schmuck zu veräußern. Andere



Hafen von Bangkok gegenüber der katholischen Mission.

mußten zum Bettelstabe greifen, um in entfernten Distrikten ihr Stück Brod zu suchen.

Man fühlt sich von Mitleid überwältigt, wenn man diese armen Leute sieht, abgezehrt und siech und kaum in ein paar elende Lumpen gehüllt, in denen manche sich schämen, dem christlichen Gottesdienste beizuwohnen. Die Kirchen selbst, die man aus Mangel an Stroh nicht neu decken kann, sind zerfallen, Wind und Wetter offen und drohen beim nächsten Regengusse den Einsturz.

Die Cholera setzt dem Elende die Krone auf. Diese Geißel hält unter unserer Bevölkerung eine grausame Ernte; sie wurde aus Hindostan gegen Ende des Monats Juni von Fremden eingeschleppt, die jährlich zur Arbeit in den Kaffeepflanzungen von Kandy herüberkommen. Zu Manaar raffte sie an 500 Opfer weg. Ich brauche hier durchaus nicht die Hingabe unserer Patres in diesen traurigen Tagen hervorzuheben; sie bewährten sich als katholische Priester. Monate lang sah man sie Tag und Nacht am Lager der Sterbenden zugleich mit der leiblichen Arznei die Tröstungen unserer Religion spenden. Einer aus ihrer Zahl, der seine Kirche in ein Hospital umwandelte, erwarb sich durch seinen Eifer und seine unermüdliche Liebe sogar die Bewunderung und das Lob der Protestanten. Von freien Stücken spendete die Regierung in amtlichen Erlassen der Hingabe und der Selbstverläugnung der katholischen Missionäre die allerehrenvollste Anerkennung.

Wie sehr in Mitte dieser Heimsuchungen die Lage der Missionäre und ihre Anstalten leiden mußten, liegt auf der Hand. Von den harten Entbehrungen, welche die Hungersnoth auch uns auferlegt, rede ich nicht, nur auf die trostlosen Verhältnisse unserer liebsten Unternehmung, der Schulen, möchte ich Sie aufmerksam machen. Auf

Ceylon schafft uns die protestantische Propaganda zugleich mit dem seit einigen Jahren so sehr betonten Streben nach Schulunterricht eine völlige Ausnahmestellung. Sie zwingt uns, wir mögen wollen oder nicht, auch unsererseits in jeder unserer Missionen Schulen zu gründen und zwar auf einer Höhe, welche sich ebenbürtig der Concurrenz gegenüberstellen darf, wenn unsere Gemeinden nicht den Rang und Einfluß einbüßen wollen, die ihnen sonst die Zahl und sociale Stellung ihrer Angehörigen sichert, und, was noch bedauerlicher wäre, wenn unsere Jugend zum Schaden ihrer Sittlichkeit und ihres Glaubens nicht zum Besuche der protestantischen Schulen gezwungen sein soll. Diese Sachlage, die in der ganzen Colonie vorliegt, nöthigt uns in unserem Distrikte zu ganz besonderen Opfern. Zu Manaar halten die Protestanten unter der Protektion der Behörden eine englische Schule. So war Msgr. Bonjean gezwungen, mit bedeutenden Geldmitteln ebendaselbst eine Anstalt zu gründen, deren Leistungen jeden Vorwand zum Besuche des protestantischen Unterrichtes benahmen. Nebst dieser englischen Schule wurden auch in den namhafteren Dörfern drei tamulische Schulen errichtet. Auch zu Mantotte öffneten wir soeben ihrer zwei, und das Bestreben der Protestanten, sich hier einzunisten, wird uns voraussichtlich bald zwingen, die Zahl zu verdoppeln.

Der Unterhalt dieser sechs Schulen kostet uns aber monatlich 320 Franken — für uns eine enorme Summe — und überdieß müssen wir auch noch die Baukosten aus unserer Tasche bestreiten. In fruchtbaren Jahrgängen können wir diese Auslagen mittels der Entbehrungen, die wir freudig auf uns nehmen, decken. Jetzt aber, wo die allgemeine Noth unsere Quellen erschöpft und die gewöhnlichen Einkünfte unseres Vikariates stocken, drückt uns eine unerträgliche Schuldenlast nieder und stellt uns die traurige Wahl, entweder einen Schrei um Hilfe an unsere Wohlthäter in Europa zu richten, oder aber einen Theil unserer Schulen zu schließen, was gleichbedeutend damit wäre, daß wir unsere Kinder der Gnade der Protestanten preisgäben und aus Mangel an Hilfe zu rechter Zeit die Frucht jahrelanger Arbeiten und Mühen hinopferten. Und mit diesem Gedanken können sich doch unsere Herzen nicht befreunden."


Der hl. Franz Xaver auf Manaar.

Madagaskar.

Leprosenhaus von Ambulutara. Der hochw. P. Bregère aus der Gesellschaft Jesu schreibt unterm 1. October 1875 aus Soanarivo in Madagaskar über die den Lesern bereits so theuren Aussätzigen:

„Daraus, daß Sie die Güte hatten, meinen Brief in den ‚Katholischen Missionen' zu veröffentlichen, ist für meine lieben Aussätzigen von Ambulutara bereits so viel Gutes hervorgegangen, daß das Herz mich drängt, Ihnen, und durch Sie unsern Wohlthätern, so bald als möglich zu danken.

Unter allen für das Aussätzigen-Haus in Ambulutara bestimmten Gaben ist eine, die ich wohl besonders hervorheben darf; es sind 600 Fr., die von Frohsdorf kommen. Trotz aller Opfer, welche die unerschöpfliche Mildthätigkeit ihnen auferlegt, haben sich Graf und Gräfin Chambord auch unserer armen Leprosen annehmen wollen. Gott wolle es ihnen mit reichlichstem Segen vergelten!

Dank diesen Almosen kann ich bereits die Lage der unglücklichen Kranken verbessern. Folgendes sind meine Pläne.

Zunächst werde ich den Hilfsbedürftigsten eine ihrer Hauptsorgen abnehmen, nämlich die Sorge, sich Reis zu verschaffen; denn ich weiß, wie viel ihnen das kostet, und wie sehr sie der Gefahr des Hungertodes ausgesetzt sind. Sklaven, wie sie der Mehrzahl nach sind, und von ihren Herren, denen sie nicht mehr dienen können, verstoßen, erhalten sie nicht mehr ihre tägliche Portion Reis. Reisfelder haben sie nicht, und hätten sie solche, so wären sie doch nicht im Stande, dieselben zu bebauen. Ihre Angehörigen, Sklaven wie sie, müssen sich entweder des Wenigen berauben, das man ihnen gibt, oder ihre Herren bestehlen, um ihre Kranken zu ernähren. Welche Hilfsquelle bleibt ihnen noch? Villeicht die öffentliche Mildthätigkeit? Ach! sie ist bei den Madegassen beinahe gleich Null; aber ich wußte noch nicht, daß sie zuweilen auch so hartherzig wäre. Gestern war ich Zeuge hiervon.

Es war Markttag für die Umgegend; als ich über den Platz ging, bemerkte ich einige Leprosen, die noch am wenigsten krank waren; sie saßen am Rande des Weges, um das Mitleid der Vorübergehenden anzuflehen. Mir am nächsten saß ein Greis mit seiner Frau. Ich rede ihn an. Während wir vertraulich zusammen sprechen und er mir seine Noth klagt, bleiben die Vorübergehenden stehen und gucken uns neugierig zu. Ich benütze die gute Gelegenheit, meine Hand zum Besten des armen Aussätzigen auszustrecken. Ein Reishändler nimmt eine Hand voll zerstoßenen Reis, wirft sie vor ihm hin in den Staub und geht seiner Wege. Der Greis sammelt Reis und Staub mit seiner gliederlosen Hand, sieht mich an und spricht:

„Sieh mal, Vater, was man mir gibt, und wie man es gibt! Ohne Dich, Vater, hätten die Hunde uns Alle schon aufgefressen."

Ich ging schweren Herzens davon, mit dem Gedanken, wie doch der Alte im Stande war, solchen Reis zu essen! Am selben Tage begegnete ich zwei andern Leprosen, welche seit 24 Stunden nichts gegessen hatten, da sie nicht im Stande gewesen, um Almosen zu betteln.

Wie Sie sehen, ist die tägliche Nahrung, nämlich ihr Reis,

das erste Bedürfniß meiner Kinder von Ambulutara. Dennoch können wir in dieser Beziehung keine umfassende Maßregel treffen ohne einen Fond, welcher uns gestattet, ihn nicht bloß heute und morgen, sondern beständig zu bieten. Indem ich der Vorsehung tausendfachen Dank erstatte für das, was sie bisher schon für unsere Aussätzigen gethan, rechne ich einzig auf sie, um diesen nothwendigen Fond zu erhalten.

Mein zweites Project ist die Errichtung eines Hospitals, dessen eine Seite zur Kapelle dienen könnte. Dort würde jeder Aussätzige oder jede Familie ihr Zimmerchen haben, das durch eine Zwischenwand abgetrennt wäre und Thür und Fenster besäße. Die Almosen, welche ich empfangen, gestatten mir, damit anzufangen, sobald die Regenzeit vorüber ist. Mittlerweile werde ich die Bedürftigsten mit Reis und Leinwand versehen und mir den nothwendigen Bauplatz verschaffen."

Centralafrika.

Berber. Unsern Lesern wird die Mission von Nubien, im Osten Centralafrika's, noch erinnerlich sein. Es ist bekannt, wie schon früh das Christenthum in diese Gegenden gedrungen war, aber zum großen Theil der Häresie des Eutyches anheimfiel. Vor einigen Decennien wurde von Österreich aus durch den hochw. Provikar Dr. Knoblecher der Versuch einer Mission in diesen Gegenden, insbesondere eine Niederlassung in Chartum unternommen, und später durch seinen Nachfolger, den am 26. Mai 1872 zum Provikar von Centralafrika ernannten Msgr. Comboni, fortgesetzt. (Vergl. Jahrg. 1, S. 3—10, 67, 68.)


Ermordung der Christen von Manaar.

Msgr. Comboni theilte im Jahre 1874 sein Vikariat in eine nördliche und südliche Hälfte, und übergab die erstere den Söhnen des hl. Camillus von Lellis, indem er denselben am 1. April 1875 zu Berber als Mittelpunkt ihrer Mission ein Ordenshaus gründete. Der Bezirk, welcher diesen Ordenspriestern zur Seelsorge übertragen wurde, gehört unter die Botmäßigkeit Ägyptens und besteht aus den Provinzen **Berber** in Ober-Nubien, **Suakin** am Rothen Meere, **Taka** an den nördlichen Grenzen Abyssiniens und dem alten Königreiche **Dongola**; er wird also etwa den Länder-Complex vom 15° bis zum 20° N. Br., und vom 47° bis zum 55° Ö. L. umfassen. Die Residenz der Missionäre ist Berber (auch El-Mescherif genannt, 17° 58' 58" N. Br., 51° 36' Ö. L.), am rechten Ufer des Nil, nordöstlich von Chartum, eine weitläufig gebaute Stadt, die sich anderthalb Stunden lang und eine halbe Stunde breit, vom Wüstenrande bis zum Ufer des Flusses erstreckt, und etwa 30,000 Einwohner zählt. Über diese Mission schreibt P. Carcereri, dessen sich unsere Leser aus früheren Berichten erinnern werden, unterm 15. Oct. 1875 also:

„Wir beschäftigen uns eifrig damit, einige Familien heranzuziehen, in der Hoffnung, die einst hier so blühenden Christengemeinden wieder zum Leben zu erwecken. Aus christlichen Familien wollen wir christliche Länder bilden, und wir bestreben uns, dieselben so viel als nöthig isolirt zu halten. Wenn einst der Islam seiner Altersschwäche und seinen Verbrechen erliegt, wird das Christenthum bereits auch hier, in Klein-Äthiopien, sich im Besitz seiner unverjährbaren Rechte sehen. Wir haben zu diesem Zweck nahe bei der Kirche eine Schule für die schismatischen Kinder errichtet. In Berber, einer der wichtigsten Städte, haben wir zudem ein Colleg für losgekaufte Sklavenkinder gegründet. Wir unterrichten sie in irgend einem Handwerk, wie sie es hier zu Lande gebrauchen können, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Später wird man ihnen ein Stück Land anweisen, auf welchem sie sich unter der Aufsicht eines Missionärs mit ihren Familien niederlassen können.

So beginnen unsere Hoffnungen sich zu verwirklichen. Ähnliche Schulen könnte man in Dongola, Suakim, Taka, Schendy und in den hauptsächlichsten Städten beider Nubien errichten. Aber dazu würden wir noch Leute und Mittel bedürfen. Jedes Colleg verlangt zum Wenigsten einen Missionär, sowie einige Laien, die im Stande sind, in einem nützlichen Handwerk zu unterrichten. Um einen kleinen Neger zu kaufen, muß man 150 bis 200 Fr. bezahlen. Sein Unterhalt, wenigstens für den Anfang, erfordert auch noch einige Auslagen. Hoffentlich wird Gott unter so vielen Millionen von Katholiken, welche täglich beten: ‚Zukomme uns dein Reich!' auch Einigen den Gedanken eingeben, sich wirksam am Kommen dieses Reiches zu betheiligen."

So schreibt P. Carcereri. Für die Zukunft der Mission scheint gut gesorgt, indem dieselbe einem bestimmten Orden übergeben ist, der für Nachwuchs von Missionären sorgt. Aus ihrer Heimath vertrieben, haben die Söhne des hl. Camillus am 1. November 1874 in Frankreich zu Notre-Dame de la Chaux in Cuisery, wo sie ein Asyl fanden, ein Noviziat errichtet, als Pflanzstätte für die Mission von Centralafrika. Am 1. Januar 1876 zählte die klösterliche Genossenschaft bereits 17 Mitglieder: 5 Priester, 6 Kleriker, 3 Postulanten und 3 Laienbrüder. P. Tezza, der Vorsteher des Noviziats, schreibt: „Leider sind unserem Fortschritt durch Mangel an Raum einstweilen Schranken gesetzt, bis daß wir im Stande sein werden, ein geräumigeres Haus zu bauen. Der hl. Vater Pius IX. hat uns kürzlich 1500 Fr. übersandt, sowie zwei kostbare Gegenstände zur Verloosung, um so unseren Plänen für die Zukunft zu Hilfe zu kommen. Aber wir sind noch recht weit hinter der Summe zurück, welche für den Beginn des Baues nöthig erscheint."

Miscellen.

Statistisches aus Süd-Australien. Wie alle anderen englischen Colonien, so beginnen auch die australischen einen großen Überfluß an christlichen Secten zu zeigen, welche alle mit vereinten Kräften die eine wahre Kirche bekämpfen. Die neue Statistik der Colonie Süd-Australien weist uns neben der katholischen Kirche nicht weniger als sechszehn christliche Secten auf. Das katholische Bisthum Adelaide hat nach dieser Statistik 28,668 Seelen unter 35 Priestern, welche in 42 Kirchen und Kapellen Gottesdienst halten. Ihnen gegenüber steht zunächst die bischöfliche Hochkirche, zu welcher 50,849 Seelen sich bekennen; sie besitzt 74 Kirchen und 38 andere gottesdienstliche Räume und hat ein Einkommen von 23,000 L. (460,000 Mark). Es folgen die Wesleyaner mit 27,075 Seelen, welche über 160 Kirchen und 104 andere Locale mit 36 Geistlichen und 280 Localpredigern verfügen; die Lutheraner mit 15,412 Seelen, 38 Kirchen, 18 anderen Räumen und 20 Geistlichen; die Presbyteraner mit 13,371 Seelen, 15 Kirchen, 17 anderen Räumen und 11 Geistlichen; die Congregationalisten oder Independenten mit 7969 Seelen, 36 Kirchen, 10 anderen Räumen, 35 Geistlichen und einer Anzahl Laienpredigern; die Bibelchristen mit 7758 Seelen, 86 Kapellen, 24 Geistlichen und 106 Localpredigern; die Primitiven Methodisten mit 8207 Seelen, 106 Kapellen, 41 Interimsräumen, 23 Geistlichen und 106 Laienpredigern; die Baptisten mit 8731 Seelen, 27 Kirchen, 11 andern Räumen, 20 Geistlichen und einer Anzahl Laienpredigern; die Christlichen Brüder mit 1185 Seelen, 5 Kapellen, 3 Geistlichen sammt Assistenten; die Methodistische Neue Connexion mit 363 Seelen, 5 Kapellen und 1 Geistlichen; die Unitarier mit 662 Seelen, 1 Kirche und 1 Geistlichen; die Herrenhuter mit 210 Seelen und 1 Kirche; die Gesellschaft der Freunde mit 92 Seelen und 2 Räumen; die Neue Jerusalem-Kirche oder Swedenborgianer mit 137 Seelen, 1 Kapelle und 1 Vorleser; die Kirche Christi mit 450 Seelen, 21 Räumen und einer Anzahl Laienpredigern; endlich die Protestanten im Allgemeinen ohne nähere Angabe, Universalisten, Indifferentisten u. s. w. ohne Kirche und Geistliche gegen 10,000.

Zur Erwägung. Peter Herbj, ein Millionär in Williamsport, im Staate Pennsylvanien, machte der dortigen protestantisch-episcopalen Gemeinde eine vollständig mit Orgel rc. eingerichtete Kirche, auf deren Bau und Einrichtung er die Summe von 460,000 M. verwandt hatte, zum Weihnachtsgeschenk.

Katholisches und Protestantisches aus den Vereinigten Staaten. Die „Milw. Kath. Zeitung“ schreibt: Ein protestantischer Prediger besuchte kürzlich die neue prachtvolle Kathedrale zum hl. Namen in Chicago und schilderte dann seine Ergebnisse in dem protestantischen Blatte „Interior“ mit folgenden Worten:

„Diese römisch-katholische Kathedrale ist die prächtigste Kirche, die wir je gesehen. Dieselbe kostet 600,000 Dollar und jeder Dollar davon ist bezahlt. Eines Tages traten wir aus Neugierde in diesen Tempel Gottes ein und fanden darin ein halbes Dutzend irische Mädchen und zwei irische Taglöhner, welche ihre Kirche durchwanderten und die Pracht derselben anstaunten. Nach einigen gestellten Fragen überzeugten wir uns, daß diese armen Leute vor Freude und Dankbarkeit überströmten. Aus ihren Reden mußte man entnehmen, daß sie diese Kirche als ihr Eigenthum betrachteten. Es war ihre Kirche. Sie geberdeten sich gerade so frei und glücklich und waren dort so zu Hause, als hätten sie jeden Dollar dazu aus der eigenen Tasche bezahlt. Es ist dieß eben doch immer die Mutterkirche, man mag dagegen sagen, was man will. Diese Thatsache ist kugelfest und wäre auch der Teufel dazwischen. Diese Mädchen kamen gerade aus den Küchen und Waschhäusern unserer protestantischen Familien, hatten kaum ihre Tagesarbeit vollendet und wurden nun in diesem Marmorpalast, mit seinen herrlichen Gemälden, glänzend von Gold und Kunstgegenständen, herzlich willkommen geheißen. Die liebende und sorgsame Mutter drückte diese armen Kinder so freudig an das Herz, als wären es Prinzessinnen. Es war ihr Platz. Sie eigneten denselben. Können wir in unsern protestantischen Kirchen auch ein olches Schauspiel aufweisen? Theoretisch: Ja; praktisch und wirklich: Nein. Kein solches Schauspiel und keine solche Gesinnung kann mit unsern großen Kirchen in Verbindung gebracht werden. Bei uns wird den Armen das Evangelium nicht so gepredigt wie den Reichen.“

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch B. Herder in St. Louis zu Ehren des allerheil. Herzens Jesu . . . . . Doll. 5.	18.25
Durch denselben von Rev. Jörger in Jefferson, Wisc. Doll. 5.	18.25
Von K. L. in München	12 —
Von mehreren Schülerinnen in Leobschütz	36 —
Durch Caplan Trabert in Aschaffenburg	21 —
Durch Fräulein J. Steinhauer in Viersen	21 —
Durch Jörger in Allfeld	90 —
Durch Herder u. Co. in München:	
Aus Wörishofen: „Maria erbitte unsern Zöglingen die Gnade einer würdigen ersten heiligen Communion“	20.57
Von Tuntenhausen	20. 5
Aus Tölz	56.25
Von den Schulkindern von Feldkirchen	9.43
Vom Domberg in Freising	4.42
Von M. R.	20 —
Aus dem Rheingau: Ad redimendos paganorum pueros .	10 —
Von Lehrerin B. in B. zu Ehren des heiligen Herzens Jesu	12 —
Vom Kindheit-Jesu-Verein in Arnstorf	36 —
Durch Caplan Karl in Möhringen	3 —
Durch K. Halder in Saulgau	38.56
Für den Unterhalt der persischen Sklavenkinder:	
Aus Riedlingen	12 —
Für die Missionsanstalten in der Walachei:	
Aus dem obern Breisgau	5 —
Für die Waisenanstalten in Bethlehem:	
Aus Rott	4 —
Für den Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:	
Von Dr. Fr. St., Prof. . . . . . fl. 30. ö. W. B.	51.42
Von F. F. H. durch Herder u. Co. in München	10.29
Für die Aussätzigen auf Madagascar:	
Von W. aus Ermland	45 —
Von J. W., Pfr. u. Benefiziat in Neuötting	5 —
Von O. W. in U. durch Herder u. Co. in München . . .	10 —
Von J. B. S.	15 —
Von Ungenannt	14 —
Aus O. D. F.	12 —
Durch das Münster'sche Pastoralblatt	100 —
Aus Tervueren	32 —
Für verschiedene Zwecke:	
Aus Neuß: „Nobis quoque peccatoribus“	100 —
Von K. A. B. H.	9 —
Durch S. Bereuter in Müselbach	4.43
Ungenannt	20.—
Von N. aus Borsum, Diöcese Hildesheim	30 —
Aus Oberstadion	10 —
Durch Herder u. Co. in München:	
Von C. A. G.	7 —
Aus Aibling	46.29
Von C. v. C.	1.20
Von Frau K. in W.	120 —
Von einem Dienstboten in Freiburg	20 —
Von J. G. in Troppau	15.43

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.